

Homo Europaeus in the Making. Zur formellen und informellen Formation einer potentiellen Elite

Die Perspektiven und Praxen der heutigen Studierenden stehen in einem Spannungsverhältnis zur etablierten Rhetorik und erzählerischen Topoi über das Kolleg. Teils komplementär, teils im Widerspruch zu den kollektiven Narrativen und Mythen der Institution tragen ihre individuellen Handlungsstrategien zur Profilierung und Genese des Europakollegs bei. Sie setzen sich alltäglich mit Rollenerwartungen auseinander, handeln implizites Wissen über mehr oder weniger angemessenes Verhalten am Europakolleg aus, stellen Codices in Frage oder bekräftigen diese. Aus all dem scheinen immer wieder Elemente eines »europäischen Handelns« hervor, die nicht nur den *esprit de Corps* bzw. *esprit de Bruges* und *de Natolin* begründen, sondern auch den ›*Creole pioneers*‹ of *Europeanism* entspricht, die Cris Shore in EU-Kommissionsbeamten entdeckt haben will. Er zieht folgenden Schluss:

»This was, in fact, the way many see themselves and that a very distinctive ›consciousness of kind‹ or ›European identity‹ is developing among those who occupy the bureaucratic habitus of the EU's institutions in Brussels. In this respect, the EU's supranational organisations are engendering a new type of European subjectivity – much as Jean Monnet, the EU's foremost visionary and Architect, had predicted.« (Shore 2005: 241)

Die kurze Zeit von etwa zehn Monaten, die die Studierenden am Europakolleg verbringen, wird von Absolventen rückblickend durchweg als

»Ausnahmesituation« beschrieben – als eine Zeit, die wegweisend und prägend für ihre persönliche Entwicklung oder ihre beruflichen Ziele gewesen sei. Wir können davon ausgehen, dass diese prägende Phase auch die Selbstwahrnehmung und -inszenierung der Akteure und ihre Handlungsmöglichkeiten (*agency*) im EU-Machtfeld beeinflusst. Das Europakolleg ist mithin eine *community of practice* (Wenger 1998), in der gemeinsam gelernt, gelebt und Bedeutungen ausgehandelt werden.¹

Ausgehend von einem Diktum Erving Goffmans interessieren an dieser *community of practice* »nicht [die] Menschen und ihre Situationen, sondern [...] Situationen und ihre Menschen« (Bausch 2001: 204). Ausgehend von dieser Formel widerspreche ich im Folgenden der unentwegten Rede von angeblichen Ausdrucksformen einer »europäischen Identität«, die im essentialisierenden Europadiskurs geführt wird und Teil der fortwährenden Selbstkonstruktion EUropas ist. Das Augenmerk richte ich vielmehr auf *europäische Performanz*, denn

»[d]iese im allgemeinen konstruierten Akte, Gesten und Inszenierungen erweisen sich insofern als *performativ*, als das Wesen oder die Identität, die sie angeblich zum Ausdruck bringen, vielmehr durch leibliche Zeichen und andere diskursive Mittel hergestellte und aufrechterhaltene Fabrikationen/Erfindungen sind.« (Butler 1991: 200)

Mit Butler verstehe ich Identität *als Praxis* (Butler 1991: 212) und gehe davon aus, dass die Fabrikation des *Homo Europaeus* sich alltäglich in (körperlichen) Praxen vollzieht. Auch für Goffman findet die Identität eines Individuums nur innerhalb einer sozialen Rolle statt und ist allein im Zusammenhang einer kommunikativen Situation möglich – Rollen können jedoch aufrichtig, distanziert oder vorgetäuscht verkörpert werden (Goffman 1973, 1977). Individuen verfügen über ein Spektrum von Rollen, die sie in spezifischen sozialen Kontexten annehmen können – dabei existieren stets Grenzen der Inszenierung, denn schließlich muss die Inszenierung plausibel erscheinen. Goffman bedient sich der Metapher der »Bühne«, auf der soziale Interaktion

1 Ein historisches Beispiel für die Schaffung von *communities* als Erziehungsziel liefert die Dissertation von Sonja Levsen, die sich unter anderem gemeinsamer Konsum- und Kleidungspraxen Tübinger und Cambridger Studenten im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts widmet. Sie zeigt, wie in Verbindungen vor und nach dem Ersten Weltkrieg »Gemeinschaft« und »Charakterformung« der Studenten angestrebt wurden. Levsen (2005: 31-5 und 80).

stattfindet. Auch am Europakolleg schlüpfen Individuen in Rollen, improvisieren, entwickeln Handlungsstränge – und empfinden ihr Handeln als das »reale«. Auf der (Probe-)Bühne – und genauso hinter den Kulissen – kommunizieren die Akteure mit- und über einander, dort werden Stücke verschiedener Genres vor wechselndem »Publikum« aufgeführt, es entwickeln sich parallele Handlungsstränge, die sich erst rückblickend ineinander fügen. Ein Individuum kann in unterschiedliche Rollen schlüpfen, sich je nach Publikum, nach Bühnensituation, Beleuchtung, Dramatik des »Stücks« inszenieren. Die Studierenden sind häufig Akteure und Publikum zugleich. Dabei ist es darauf angewiesen, dass seine »Selbstarbeit der Inszenierung« auf Akzeptanz stößt – sie ist also nicht vollkommen »frei«, sondern an soziale und kulturelle Erwartungen gebunden. Dieser Akt der wechselseitigen Anrufung, bei dem ein Individuum durch sich selbst und andere Akteure (sowohl auf und hinter der Bühne als auch im Publikum) in seiner Rolle bestätigt bzw. ihr zugewiesen wird, ist Goffman zufolge um so erfolgreicher, je größer die Übereinstimmung zwischen dem »gewünschten Eindruck« und dem »Gesamteindruck« auf Seiten der Rezipienten ist. Es geht dabei auch um die Auslotung der Grenzen plausiblen Handelns, denn schließlich müssen die Akteure sich in einem für den Moment gegebenen historischen, sozialen, ökonomischen usw. Kontext situieren. Mithin geht es um die Annäherung von individuell imaginierter und sozial ausgehandelter Ideal-Performanz und tatsächlicher Performanz. Mit Butler gehe ich davon aus, dass es keine perfekte Übereinstimmung zwischen einer idealen Inszenierung und ihrer Manifestation im tatsächlichen Handeln geben kann, dass also statt von einer (potentiell am Ende einer Reihe von Inszenierungen) feststehenden Identität vielmehr von fortwährenden Identifizierungen in der Performanz die Rede sein muss (Butler 1991). Denn »Identifizierungen spielen sich im Imaginären ab und können niemals vollständig und abschließend vollzogen, sondern müssen vielmehr stets wiederholt werden. Sie sind ein gewünschtes, aber niemals vollzogenes Ereignis.« (Tervooren 2001: 166)

Welche Muster des Alltagshandelns lassen sich bei aller Flüchtigkeit kleinster Handlungen erkennen – und wie fügen Sie sich zu einer permanenten Produktion der Institution zusammen? Lassen sich an ihnen Rollen erkennen, in und durch welche die Akteure sich im Kolleg- und EU-Milieu inszenieren? Welche Modi von Körperlichkeit und welche alltäglichen Selbstinszenierungen der Studierenden prägen die Atmosphäre des Kollegs (und später die des EU-Machtfelds)? Welche Mikrorituale bringen den spezifischen Kollegalltag hervor? Im Zentrum dieses Kapitels stehen die Optionen alltäglichen Handelns, von

denen die heutigen Studierenden am Europakolleg Gebrauch machen. An den Überschneidungen – *Intersektionen* (Knapp 2005) – sozialer Kategorien und sinnlichen Wissens (Wulf 2001: 8) im Alltag kristallisieren sich milieuspezifische Dimensionen europäischer *Körper* und *Handlungsmöglichkeiten* heraus.

Andrew Barry hat die EU als einen kontinuierlichen und prinzipiell endlosen Prozess des Ordnens (und nicht: emergente *Ordnung*) charakterisiert. Diese Grundannahme des konstanten Wandels im »institutionalisierten Mehr und Weiter« (Beck/Grande 2004: 16) lässt sich auf das Wissensmilieu der Brüsseler EUropäischen Eliten übertragen: innerhalb dieses Milieus und in dieses Milieu hinein bewegen sich allein aufgrund der schrittweisen Erweiterungen der EU immer neue soziale Gruppen und prägen sowohl die Erwartungen an einen adäquaten Habitus als auch das Milieuwissen. Zudem sind da die »sichtbaren Mächtigen«, die den Führungsschichten der EU-Mitgliedstaaten zuzurechnen sind. Diejenigen, denen als »Eurokraten« die größte Macht im politischen Alltagsgeschäft zugesprochen wird – und die Macht, die Agenda zu setzen – sind hinter den verspiegelten Glasscheiben der Gebäude im europäischen Viertel Brüssels verborgen. Die wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen EU und Mitgliedsstaaten führen dazu, dass eine EU-Elite als eine Konfiguration unterschiedlicher sozialer Gruppen betrachtet werden muss, in denen unterschiedliche Codices gelten. In meinen Interviews kam die Heterogenität des Milieus immer wieder zur Sprache und auf die sich überlagernden Netzwerke und »Kreise« innerhalb des EU-Milieus hingewiesen. Dem entsprechend gebe es vielerlei Wege, Teil einer »wirklichen« EU-Funktionseélite zu werden. Entscheidend sei, sich im richtigen Kontext in der entscheidenden Situation als »gut« zu profilieren – die Situation und den Habitus der anderen involvierten Individuen »lesen« zu können und entsprechend zu reagieren. Nur so könne der Schritt hin zur »wirklichen« Elitenzugehörigkeit vollzogen werden.

Akteure eines europäisierten Elitenmilieus?

Supranational, transnational oder global sich bewegende und agierende soziale Gruppen wecken mit gutem Grund immer häufiger das Interesse der Ethno- und Sozialwissenschaften; die Alltagswelten von MigrantInnen und die Rahmenbedingungen von Migration sind Thema, und auch spätmoderne »Nomaden«, deren Biographien von Mobilität und der Teilhabe an einem auf den ersten Blick »ortlosen« sozialen Milieu geprägt sind, erfahren verstärkt Aufmerksamkeit (vgl. Hannerz

2004, Hess 2005, Kratzmann 2006, Nippe 2006, Tibi 1998, Vonderau 2003). Der Blick vieler ElitenforscherInnen allerdings verweilt auf der Nation. Westliche politische und Funktions-Eliten, so die vorherrschende Sicht, entstehen nach wie vor hauptsächlich innerhalb des institutionellen, sozialen und kulturellen Gebildes von Nationalstaaten (vgl. Wasner 2004: 217-224, Hartmann 2004). Zugleich ist aber auch von sich entwickelnden globalen Eliten die Rede, die »unabhängig von einzelnen Gesellschaften existieren« und »nationale Geschlossenheit durchbrechen« (Wasner 2004: 223). Man könnte anhand dieser Befunde den Eindruck gewinnen, es sei von zwei streng voneinander unterscheidbaren sozialen Gruppen die Rede, die sich ohne jegliche Berührungspunkte in unterschiedlichen konkreten wie imaginierten Räumen und Wissensmilieus bewegen. Auch die in Deutschland seit längerem geführte Debatte um den *brain drain* – gemeint ist die Abwanderung qualifizierter Nachwuchswissenschaftler vor allem in die USA – zeigt, dass über Eliten und Wissensmilieus nach wie vor in nationalen Kategorien nachgedacht und debattiert wird. Die Praxen nicht nur von MigrantInnen oder WissenschaftlerInnen, sondern eben auch von Studierenden weisen jedoch darauf hin, dass die Nation immer seltener der primäre Bezugspunkt ist.

Auch das Europakolleg ist ein Ort, an dem die Entstehungsprozesse nationaler und supranationaler Wissensmilieus von Anfang an miteinander verwoben sind. Wer dort studieren und Teil des Brüsseler »EU-Ensembles« werden will, muss sich einem mehrstufigen, nationalen Auswahlverfahren stellen, um dann Teil einer nationalen »Delegation« zu werden. Die Leitung des Europakollegs erhebt den Anspruch, junge Menschen zu europäischen VordenkerInnen auszubilden – und so ist die Rede von einer »europäischen Elite« nicht in erster Linie als Beschreibung eines das Brüsseler Machtfeld durchdringenden Alumni-Netzwerkes, sondern vor allem als eine programmatische und strategische Rollenbeschreibung zu verstehen.

Das Absolventennetzwerks des Kollegs ist Teil der »Integrationsmaschinerie« (Münch 2003: 52) in Brüssel, seit diese überhaupt existiert, und hat seinen Beitrag zum Selbst- und Fremdbild der so genannten *euromanager* geleistet. Eric Davoine fasst unter dieser Bezeichnung trans- und internationalisierte Eliten des EU-Milieus zusammen, die zwischen »Arroganz« gegenüber ihren national geprägten ArbeitskollegInnen einerseits und einer »Verunsicherung« ob ihrer durch Studium und internationalisierte Arbeitswelten erfahrenen Sozialisation schwanken. Diese vollzogene »Initiierung«, so Davoine, lasse sie nirgends richtig zuhause sein und erschwere soziale Bindungen und die Entstehung langfristiger (national kodierter) Loyalitäten

(Davoine 2002). Auch im EU-Milieu selbst und am Europakolleg wird häufig in den Polaritäten gedacht, die Davoine reproduziert: Der portugiesische Präsident bezeichnete sich im Anschluss an einen Vortrag, den er vor Studierenden in Natolin hielt, zwar als »portugiesischer, weil er Europäer« sei. Doch eine Studentin betrachtete sich in ihrer Rolle als EUropäerin gerade als »weniger dänisch«.² »I only have to go home to feel European« zitiert Maryon McDonald einen Kommissionsbeamten und führt weiter aus: »Europe« and the national/home identification can conceptually require each other. At the same time, national identification continually threatens to intrude and divide the Europe so created.« (McDonald 1997: 61)

Die von Davoine dargestellt Dichotomie entspricht der sehr häufig anzutreffenden Vorstellung des EU-Milieus, Akteure könnten oder müssten ihre Loyalität von einer Nation auf Europa überführen – ganz, als würden sie ihre alte Rolle für die neue, europäische komplett aufgeben. Der Autor versäumt darauf hinzuweisen, dass die Sozialisation dieser Akteure natürlich nicht erst mit dem Studium eine spezifische Ausrichtung und symbolische Aufwertung erfährt, sondern dass bereits ihre soziale Herkunft – zumeist aus der Mittelschicht – die Disposition für einen internationalisierten Lebensstil und das Interesse an damit zusammenhängenden Wissensfeldern ermöglicht oder zumindest nahe legt. Meines Erachtens sollte deshalb eher von spannungsreichen Verflechtungs- und Aushandlungsprozessen innerhalb einer »Matrix von Möglichkeiten« (Willems 1998: 39) die Rede sein: Transnationalisierung und so auch Europäisierung finden als Biographisierung statt, in der nicht die »Nation« gegen übergeordnete und nach wie vor abstraktere Bezugskategorien ausgetauscht wird, sondern in der regionale, nationale, supranationale und andere Loyalitäten koexistieren und durchaus auch situationsspezifisch inszeniert und betont werden. Die soziale Herkunft der Studierenden und die durch ihr Elternhaus geprägte Biographie lässt ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einer oder womöglich mehrerer Nationalkulturen entstehen. Sie werden zu Jongleuren ihrer unterschiedlichen Rollen-Ichs, die je nach Situation durchaus auch in Konflikt miteinander treten können. Die Studierenden müssen ambivalente, teils divergierende Rollenerwartungen wahrnehmen und auf sie reagieren: Das Individuum wird zu einem »Netzwerk« (Bausch 2001: 210). Vor diesem Hintergrund unterstützen sie die EU als supranationales, kulturpolitisches Projekt oder sehen im EU-Milieu zumindest ihr zukünftiges Arbeitsumfeld. Haben sie einmal

2 Vgl. die Rede des portugiesischen Präsidenten vor den Studierenden in Natolin, FTB vom 29. April 2004 sowie FTB vom 16. Juni 2004.

das Studium in Brügge oder Natolin angetreten, müssen sie sich als Individuum in den Diskursen über die EU zurechtfinden. In diesen Diskursen wird die den »Eliten« im EU-Integrationsprozess zukommende Rolle ein ständig wiederkehrendes Thema, und auch dazu müssen sie Position beziehen. Die Studierenden nutzen ihr soziales und kulturelles Kapital, um einen Platz im sozialen Alltagsgefüge des Kollegs zu finden, der sie innerhalb der fluiden Grenzen des Konzept vom »Europäisch-Sein« gelten lässt und ihre Relation zur Institution Europa erkennbar macht. Doch vor welchem Hintergrund, aufgrund welcher Sozialisation vollziehen sie diese absichtsvollen, oft impliziten Positionierungen?

»It all starts before ...«:

Soziale Herkunft und das Möglichkeitsfeld EU

»I think that you have to start Bruges a long time before doing it... the College is a strong filter mechanism, and afterwards the effect is multiplied, because then you're part of a family... mmmh, this is somehow too strong of a word – at least it's a network of friends. [...] I headed for Brussels before going to Bruges – and this is what I meant when saying that Bruges already starts before you finally go there... [...] After three months in Bruges I thought that I had never met so many big personalities... and big here is meant in a positive as well as negative way... they are confident, outgoing, determined, ambitious... you know all these words. But Bruges does not create these people; it all starts before. People who study at the College are not mediocre students before and start to become high-flyers once they are in Bruges!«³

Roberto, ein maltesischer *ancien* des Europakollegs, hat soeben eine unbefristete Stelle in der Europäischen Kommission angetreten. In unserem Gespräch betont er den individuellen Ehrgeiz und die berufliche Zielorientierung, die ihm und seinen Kommilitonen den finalen Zugang zum Brüsseler EU-Milieu verschafften. Er beschreibt, dass er während seines Studiums vielen MitstudentInnen mit einem sehr spezifischen, von Leistungswillen und nach außen getragenen Selbstbewusstsein geprägten Habitus begegnet sei. Wie für viele seiner ehemaligen KommilitonInnen bedeutet auch für ihn die Zugehörigkeit zum EU-Milieu, an einer prestigeträchtigen Leistungselite mitzuwirken und Teil eines »Machtfelds« zu sein.

Bourdieu hat gezeigt, welche »feinen Unterschiede« bei der Reproduktion eines *Staats-* und *Bildungsadels* (Bourdieu 2004: 47ff.) Einfluss haben. Michael Hartmann geht davon aus, dass nach wie vor und

3 FTB vom 7. Oktober 2004.

entgegen aller Behauptungen in vorgeblich »meritokratischen« westlichen Demokratien wie etwa Frankreich oder Deutschland die soziale Herkunft über Karrierewege und den Zugang zu Eliten entscheide (Hartmann 2002). Beide nehmen die Elternberufe der von ihnen Beforschten zum empirischen Ausgangspunkt ihrer Analysen. An die »relative Sozialposition« sei zum einen ein spezifisches *Möglichkeitsfeld* gebunden – bezogen etwa auf die Wahl des Berufsfeldes –, es würden zum anderen aber auch kulturelle und soziale Dispositionen geprägt (Bourdieu 1982: 186ff.). Angesichts dessen möchte ich Robertos Wahrnehmung eines vornehmlich *individuellen* Ehrgeizes, den viele meiner Gesprächspartner in ähnlicher Form betonten, hinterfragen und mit einem Blick auf die soziale Herkunft der Studierenden kontrastieren.

Kati P. aus Finnland, mit der ich häufiger ins Gespräch kam, betonte die große Präsenz von MitstudentInnen aus Diplomatenfamilien:

»Of course there are different cultural backgrounds and languages, but since I have come here I have become friends with five students whose parents are diplomats... – do you really think this is a coincidence? I think students at the college are quite homogeneous... the group is homogenous. Many have parents who are ambassadors, or intellectuals.«⁴

Sie widerspricht damit einem ihrer Kommilitonen, der sich in einer Gesprächsrunde mit einem Journalisten soeben über die große *diversity* (Knapp 2005) der Studierenden geäußert hat und möchte auf die wirksamen sozialen Selektionsmechanismen aufmerksam machen, die den Zugang zum Europakolleg beeinflussen. Sie unterstellt dem Kolleg eine quasi konservative Funktion, in dem es vorwiegend denjenigen Zugang gewähre, die ohnehin schon das besitzen, was das Kolleg »liefern« will und soll: einen spezifischen Habitus, der als »Europäisch« qualifiziert. Von *diversity* kann also nur die Rede sein, so lange man das über die Herkunftsländer hinweg recht homogene Mittelschichtmilieu ausblendet, das die Disposition für einen transnationalen Ausbildungs- und Karrierepfad erst ermöglicht. Katis Eltern sind Lehrer, und dass ihre KommilitonInnen aus Diplomatenfamilien stammen, unterscheidet ihr jetziges Studium von ihrer bisherigen Ausbildung und ihrem alltäglichen Umfeld. Von den Studierenden des Jahrgangs 2003/2004, die ich kennen lernen und befragen durfte, stammen knapp zwei Prozent aus Diplomatenfamilien, wobei der Anteil in Brügge immer noch mehr als doppelt so hoch ist wie in Natolin.

4 FTB vom 11. Februar 2004.

Höher hingegen ist mit rund zwölf Prozent der Anteil derjenigen, deren Eltern als Parlamentarier auf nationaler oder EU-Ebene oder in der Verwaltung tätig sind – auch hier liegt der Anteil in Brügge beinahe doppelt so hoch wie in Natolin.

Beinahe ein Drittel der Studierenden dieses Jahrgangs haben Eltern, die in der als Unternehmer, leitende Angestellte oder in Freien Berufen tätig sind. Mit jeweils etwas mehr als zehn Prozent sind Kinder aus Familien vertreten, deren Eltern an der Universität forschen und unterrichten, die als LehrerInnen tätig sind oder die technischen Berufen nachgehen. Knapp 14 Prozent der Studierenden kommen aus Angestellten- oder Arbeiterfamilien, wobei mit rund 20 Prozent der Anteil dieser Gruppe in Natolin etwas höher liegt. Der größte Teil der Studierenden stammt mithin aus einer breiten Mittelschicht.⁵

Die Angaben zur beruflichen Tätigkeit der Eltern entnahm ich den Bewerbungsakten der Studierenden, die das dafür vorgesehen Feld ausgefüllt hatten.⁶ Sie sind damit obligatorischer Bestandteil der Selbstdarstellung und fließen am Rande in die Beurteilung der Bewerbung ein. Exemplarisch dafür ist die Randbemerkung einer oder eines Begutachtenden, der als »Plus« bei einer Bewerberin aus einer Arbeiterfamilie vermerkt: »Sie hat für diesen Studienplatz [an einer Universität] kämpfen müssen, scheint hoch motiviert zu sein.« Wenngleich die Angaben standardmäßig abgefragt werden und zur Kenntnis genommen werden, bleibt ihnen doch eine Unschärfe zu eigen, die mehrere Ursachen hat: Einige BewerberInnen nennen das aktuelle Tätigkeitsfeld ihres Vaters und ihrer Mutter und die jeweilige Institution, andere geben deren Ausbildung und akademischen Abschluss an, sodass der Rückschluss auf ein soziales Herkunftsmilieu nur relativ valide sein kann. Noch dazu verweisen die Angaben auf höchst unterschiedliche soziale Felder in ganz unterschiedlichen Gesellschaften. Die Tochter einer Pastorin, eines Lehrers, eines Unternehmers, Arztes, Arbeiters oder etwa eines Diplomaten zu sein, trägt in einem postsozialistischen Land wie Polen oder Ungarn eine andere spezifische Bedeutung und deutet auf die Angehörigkeit zu einem vollkommen anderen

5 Vgl. etwa zu den der universitären Ausbildung vorgelagerten Selektionsmechanismen, die jene mit vergleichsweise hohem kulturellem und sozialem Kapital Ausgestatteten bevorteilen, in Deutschland, Frankreich und England: Hartmann 2000 et. al., Mayer-Kuckuk 2004; für England: Campbell et. al. 2007, für Norwegen: Nordli Hansen/Mastekaasa 2006; zu Nordamerika: Massey et. al. 2006 sowie Nakhaie 2000.

6 Acht Prozent gaben an, dass Ihre Eltern im Ruhestand oder verstorben seien bzw. machten keine Angaben.

sozialen und kulturellen Milieu hin, als dies beispielsweise in Frankreich oder in Irland der Fall ist. Nicht einmal innerhalb der Gruppen der langjährigen oder der noch jungen EU-Mitgliedsländer ist eine Vergleichbarkeit oder gar Typisierung möglich, wie sie etwa Bourdieu für Frankreich unternahm (Bourdieu 1982). Somit lassen die hier erhobenen Daten nur vorsichtige Schlüsse zu: Zum einen besteht m. E. eine Divergenz zwischen der am Kolleg wahrgenommenen, d.h. *symbolischen* Präsenz von Diplomatenkindern und Studierenden aus »alten Familien«⁷, die aus der Rede über die *College community* nicht wegzudenken ist, und ihrer tatsächlichen körperlichen Anwesenheit. Studierende aus Diplomaten- oder Unternehmerfamilien oder solche, deren Eltern auf nationalem oder EU-Niveau als Parlamentarier oder EU-Beamte tätig sind, stellen unter den von mir beforschten Studierenden an beiden Standorten eine kleine Minderheit dar. Doch ihre Anwesenheit als *symbolische Körper*, so argumentiere ich, ist umso konstitutiver für das Selbstbild des Kollegs. Jener Student, der die Anwesenheit von Studierenden als »alten Familien« und »gehobenen« Milieus betonte, sah darin auch die »Verpflichtung, einen bestimmten Stil« zu pflegen. Dass das Europakolleg mithin kein College für »Kinder reicher Eltern« ist, wie die Kollegleitung nicht müde wird zu betonen, wird von diesen Daten gestützt. Zugleich aber fußt ein Gutteil der Reputation des Europakollegs auf dem imaginierten Reichtum an symbolischem Kapital, dass dem Diplomatenmilieu und den anderen »machtnahen« sozialen Milieus wie etwa dem der Europaparlamentarier zugeschrieben wird. Was von außen als materielle Wohlhabenheit kritisiert wird, entpuppt sich demnach als symbolischer Reichtum mit milieuspezifisch hohem Tauschwert. Mithin sind es die *Imaginationen* des Kollegs als einem distinkten sozialen Raum, die das Fundament seines Renommees bilden. Diese Imaginationen haben soziale Effekte erstens auf die Bewerber und ihre Motivation, zweitens auf den Kollegalltag und drittens auf die Konkurrenten, denen die Kollegabsolventen im EU-Machtfeld begegnen.

Da die Rede von »Eliten«, zu denen ich die zuletzt genannten sozialen Herkunftsmilieus hier zähle, konstitutiv für das nach Innen und Außen getragene Selbstbild des Kollegs ist, müssen Diplomaten- und Eurokratenkinder zunächst einmal als »repräsentative Minderheiten« (Wehler 1987) gelten. Sie werden – nicht unbedingt im Alltag, aber doch in der Rede über das Kolleg – stärker wahrgenommen als die zahlenmäßig weitaus stärker vertretenen Studierenden etwa aus Lehrer- oder Angestelltenhaushalten. Deren Aspirationen und berufliche

7 FTB vom 9. Februar 2004.

Zielsetzungen werden wiederum durch ihre Kommilitonen aus dem Diplomatenmilieu zum Teil verkörpert. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der kolleginterne Elitendiskurs gerade belebt und intensiviert durch die diversen groß- oder kleinbürgerlichen Herkunftsmilieus sowie durch die unterschiedlichen Kapitalformen, welche die Studierenden in den Alltag am Europakolleg einbringen, deren Eltern Unternehmer oder aber osteuropäischer Exilanten sind. Gepaart mit dem professionellen Ehrgeiz der Studierenden wird der Elitendiskurs am Kolleg lebendig und bedeutsam. Dieser Diskurs ist in erster Linie ein impliziter, in dem durch die soziale Herkunft bedingte Möglichenfelder, professionelle Ambitionen und angestrebte Lebensstile verhandelt und aufeinander bezogen werden. Schließlich ist nicht unmittelbar von der sozialen Herkunft der Studierenden, von denen drei Viertel ein Teil- oder Vollstipendium erhalten, auf ihre zukünftige Zugehörigkeit zum Milieu der EU-Eliten und dem Europäischen Machtfeld zu schließen. Der über die Jahrgänge hinweg geführte Diskurs wird zum einen gezielt durch die Kollegleitung am Leben gehalten, zum anderen von den jährlich aufs Neue eintreffenden Studierenden genährt, deren Bewerbung ursächlich mit dem exklusiven Ruf des Kollegs zusammenhängt. In der Vorstellungsrunde am ersten Studientag präsentieren sich Studierende des juristischen Programms mit »I want to be a part of the Bruges mafia.« oder »Quite obviously, I came to the College for its reputation, but also for its social and academic life...«⁸ Die kollektive Aspiration, deren Ausdruck dieser Elitendiskurs ist, macht ihn zu einem kommunikativen Raum und einer Praxis der Vergemeinschaftung.

Wenn der Ruf des Kollegs als einer europäischen Kaderschmiede und der sorgfältig gepflegte Mythos des durch die Absolventen geknüpften Elitennetzwerks zudem offenbar ihre größte Anziehungskraft auf Mittelschichten ausüben, dann könnte dies auch mit den von Hartmann (2002) diagnostizierten Zugangsbarrieren zu Elitenmilieus zu tun haben. Wenn nationale Eliten sich nach wie vor aus Angehörigen bestimmter sozialer Milieus rekrutieren und nicht Leistung über die Zugehörigkeit entscheidet, dann könnte die Attraktivität des EU-Milieus und der Brüsseler Institutionen auch als eine Art antizipierende »Ausweichbewegung« derjenigen gedeutet werden, die keinen Zugang zu den nationalen Eliten haben. Dabei kann es sich um von Land zu Land unterschiedliche Milieus und Personengruppen handeln: Wer sich in Litauen zur rechten Zeit am rechten Ort aufhält,⁹ befindet sich

8 FTB vom 15. September 2004.

9 Vgl. dazu Vonderau (2008).

mitunter schnell im Elitenmilieu – und erhöht seine Zugangschancen zu einem nationalen Machtfeld. Anderes gilt sicherlich für England oder Deutschland, wo das Ende des Sozialismus keine deutlichen Spuren in den gesellschaftlichen Hierarchisierungsmechanismen hinterließ. Inwiefern ein Studium am Europakolleg also Züge einer positiven Selbstselektion trägt und einen zumindest vorläufigen Rückzug aus nationalen Machtfeldern bedeutet, hängt also von der Herkunftsgesellschaft des jeweiligen Studierenden ab. Die Ambitionen, die Energie und das nach außen getragene Selbstvertrauen, das Roberto an seinen Kommilitonen beobachtet hat, decken sich nicht mit den sozialen und kulturellen Codices, an welche die Zugehörigkeit zu nationalen Eliten gebunden ist. Das EU-Milieu kennt zwar seine eigenen Codes und Kapitalformen, doch diese werden durch die vielfältigen nationalkulturellen Prägungen seiner Akteure immer wieder gebrochen und scheinen zu einem gewissen Maße substituierbar zu sein.

»Elite« als rahmender Begriff. Strategische Aneignungen und rhetorische Abgrenzungen

Die Kritik an »den Eliten«, deren Gesichter oftmals unbekannt bleiben, ist fester Bestandteil des Mediendiskurses über die EU. Diese Kritik schwoll nochmals deutlich nach dem negativen Ausgang der Referenden über den EU-Verfassungsvertrag in Frankreich und den Niederlanden im Jahr 2005 an. So beispielsweise äußerte sich etwa der damalige polnische Außenminister Rotfeld in einem Zeitungsinterview: »Obwohl die europäischen Angelegenheiten sehr kompliziert sind, war die Elite der Meinung, dass sie den einfachen Menschen nicht erklären müsse, um was es geht. Es herrscht ein Verständnis der Art vor: Wir wissen das besser, und mit diesem Wissen handeln wir im Namen des Volkes.« (Vetter 2005) Der tschechische Staatspräsident spitzte diese Kritik sogar noch zu und diagnostizierte: »Das Ergebnis des Referendums in Frankreich hat die unendliche Kluft zwischen der europäischen Elite und den Auffassungen der einfachen Bürger deutlich gemacht.« (Vetter 2005)

Wie bereits in der Einleitung geschildert, reichte das Wort »Elite« oftmals aus, um ein Gespräch anzubahnen und innerhalb kürzester Zeit eine engagierte Diskussion zu entfachen, über die meine Gesprächspartner die ansonsten immer knappe Zeit zu vergessen schienen. Im Laufe meiner Feldforschung, die etwa gleichzeitig mit der in Deutschland im Rahmen der hochschulpolitischen »Exzellenz-

Initiative« laufenden Debatte um Elite-Universitäten begann, lernte ich das Wort »Elite« zu schätzen, denn es erwies sich als Schlüsselwort, das für das Kolleg und seine Akteure von hohem strategischem Wert ist. Also setzte auch ich es strategisch ein – wohl wissend, dass dieser »Schlüssel« zunächst nur ganz bestimmte Türen öffnen würde, denn die Studierenden erwarteten von mir als einer externen Forscherin – noch dazu einer Ethnologin – eine distanzierte Haltung zu Elitenmilieus. Ich begab mich auf die Suche nach den Semantiken von »Elite« *innerhalb der College community*. Welche Imaginationen haften ihm an? So oft es in Gesprächen und Interviews fiel, so oft gewährten mir meine Gesprächspartner Einblicke in ihr Selbstverständnis, stellten ihre Sicht auf die Rolle der *College community* innerhalb des EU-Machtfeld dar. Die hinter den Begriffen Elite und Europa stehenden Diskurse und Konzepte bilden – das verdeutlichte die Feldforschung noch – einen wichtigen Rahmen alltäglicher Handlungen am Europakolleg. Welche »Kosmologie« (Goffman 1977: 37), welche kulturellen wie sozialen Deutungsmuster sind mit dem Elitenbegriff am Europakolleg verknüpft, und welche impliziten Aussagen treffen die Studierenden über sich selbst und ihre persönlichen wie professionellen Aspirationen?

Lässt man das Wort »Elite« fallen und spricht innerhalb dieses Rahmens über EU-Eliten, setzen sich spezifische Assoziationsketten in Gang, die sich von nationalen Diskursen unterscheiden. Zuallererst kommen viele meiner GesprächspartnerInnen auf das oft angeprangerte Demokratiedefizit der Europäischen Union zu sprechen und reagieren auf mediale Diskurse. Darin werden die politischen Akteure – seien es nun die EU-Kommissare, die EU-Parlamentarier und ganz besonders die »Eurokraten« oder »Maschinisten« in der Kommission – nur selten als strahlende Helden des politischen Geschäfts dargestellt. Die Gespräche verweisen auch auf heterogene und sich überlappende semantische Felder, die unterschiedlichen nationalen Kontexten entstammen. Denn ebenso wie wissenschaftliche Diskurse über Eliten sind auch diejenigen in Medien und politischer Öffentlichkeit (noch) im Paradigma des Nationalstaats verhaftet. In der Wahrnehmung von und im Reden über Eliten zeichnen sich bei meinen Gesprächspartnern Muster ab, die auf ihre nationale Zugehörigkeit verweisen.

Am deutlichsten traten divergierende Imaginationen von Eliten bei deutschen und französischen Studierenden zutage: Erstere äußerten grundlegende Kritik an dem Konzept einer EU-Elite, brachten das Demokratiedefizit zur Sprache und grenzten sich persönlich davon ab, einer »Elite« anzugehören. In diesen Gesprächen, welche historisch geprägte Diskurse über Eliten in Deutschland in den Kontext der Eu-

ropäischen Integration überführten, klang eine »klassische« Kritik an Eliten durch: Soziale Abgeschlossenheit, »undemokratische« Reproduktion und Arroganz. Diese Kritikpunkte kamen in Gesprächen mit französischen Studierenden höchstens in Form eines Verweises auf den bundesdeutschen Diskurs zur Sprache. Für sie schien viel relevanter zu sein, inwiefern das Europakolleg für die EU eine den französischen *Grandes écoles* entsprechende Funktion erfüllt. Durch viele Interviews und Gespräche zog sich die Einschätzung, dass das Absolventennetzwerk ein wichtiger Indikator dafür sei, das Europakolleg als ein Eingangstor zum Milieu einer nicht genauer definierten EU-Elite zu betrachten.

»Das Wort »Elite« hat ja allgemein schon so einen negativen Beigeschmack... Ich würde wohl eher die Bedeutung des Netzwerkes in den Vordergrund stellen. Aber das College tut ja auch alles, um das elitäre Image aufrecht zu erhalten. Insofern finde ich, dass der Begriff auch Teil einer Marketingstrategie ist. So muss man das ja auch sehen. Wenn »elitär« aber auch »abgekapselt« bedeutet, dann trifft das auf das College total zu. [...] Aber man muss ja auch bedenken, dass 99 Prozent aller Absolventen in Führungspositionen arbeiten, das hab ich jedenfalls gehört Und ich hab das auch bei der Vorbereitung meiner *thesis* gemerkt: Es war überhaupt gar kein Problem, in die Vorstandsetagen der EZB oder einer beliebigen *DG* Kontakte zu knüpfen, alle EU-Institutionen stehen offen. Man schreibt nur seine *promotion* hin und schon wissen die Leute Bescheid – das ist der Tropfen auf dem heißen Stein.«¹⁰

Auf das eigentlich gemeinte »i-Tüpfelchen« äußerten sich nur wenige Studierende so explizit wie dieser Student. Doch oft berichteten mir junge Absolventen davon, wie sie im Brüsseler Arbeitsalltag den durch ihr Diplom entstandenen Startvorteil gegenüber KollegInnen ohne Brügger oder Natoliner Abschluss erkannten.

Trotz aller skizzierten Unterschiede in den nationalen Imaginationen und Repräsentationen von Eliten schienen meine Gesprächspartner Annahmen darüber zu teilen, wie Eliten wohl entstünden und sich reproduzierten. Die meisten sahen sich als Studierende des Europakollegs in einem Übergangsstadium – über ihre *tatsächliche* Elitenzugehörigkeit würde erst ex post entschieden werden, wenn das Diplom mit ihrem professionell-europäischen Wissen und Habitus und anderem Kapital in eine Karriere umgemünzt werde. So unterschiedlich die Berufspläne meiner GesprächspartnerInnen und die ihnen am meisten

10 FTB vom 18. Februar 2004, EZB = Europäische Zentralbank, DG = Generaldirektion, für je ein EU-Politikfeld zuständige Abteilung in der Kommission.

vertrauten Diskurse über Eliten auch waren, so schienen viele von ihnen doch gemeinsame Vorstellungen davon zu haben, welche Repräsentationen – und Erkennungszeichen – mit dem Elitestatus verbunden sind. Vor allem aber schienen viele davon auszugehen, dass der Zugang zu einem elitären EU-Milieu sich gewissermaßen erarbeiten ließe und dass der Schlüssel im Besitz erlernbarer Codes liege.

Ein dem Kolleg seit langem verbundener Dozent bezeichnet den Elitestatus der *College community* als »a cultivated myth«¹¹ – nicht ohne dabei fein zu lächeln, denn schließlich liegt in der Pflege dieses Mythos ein Schlüssel zur langjährigen Attraktivität des Europakollegs. Welche Verbindungen ziehen sie zwischen ihrem aktuellen Status, ihren politischen Idealen und ihren professionellen Zielen? Damit werte ich den Begriff »Elite« durchaus als Begriff der Selbst-Referenz. George E. Marcus vertritt die Sichtweise, dass der Term »Elite« in erster Linie relational und zur Beschreibung von *anderen* benutzt werde (Marcus 1983: 12). Athanassios I., ein griechischer Kollegabsolvent der *promotion Karl Renner* gegen Ende der 1970er Jahre, sieht das im Gespräch mit Irma A. einer deutlich jüngeren litauischen Absolventin, ganz ähnlich:

Athanassios I.: »I don't feel an elite... You never *feel* an elite, but you *are* an elite. It's the others who tell you... You are what people tend to mean when they refer to an elite. You belong to that category of people who are chosen to decide upon certain things...«

Irma A.: »But imagine you would have done the same program in London.«

Athanassios I.: »That would not have been the same thing – I had a friend who did maritime law in London. And we always thought he had a glamorous life in London, you know. *Lon-don!* But then we realized that when he came home in the evening, he had to prepare his meal and do the laundry, and at 10 pm the doors were locked and the only thing he had to do was to study in this tiny room, all on his own. With the College, things are different. I really enjoy remembering this year. When I go to conferences, I even put on my tie... I have a tie with the logo of the College, and I put my tie on and I am sure that people recognize me.«

Irma A. [laughs]: »I only have a cup, maybe I should take the cup to a conference some time...!«

Athanassios I.: »I think being part of the College community is different from being born into some family. This [i.e. to study at the College of Europe] is no coincidence, but you don't feel special – it's just that you're part of a group and people tell you this is an elite...«¹²

11 FTB vom 18. Juni 2004.

12 FTB vom 13. Oktober 2004.

Während des Interviews, das in seinem Büro in einem der EU-Kommissionsgebäude stattfindet, trägt Athanassios I. keine Krawatte. Doch indem er seine Vorliebe für dieses Kleidungsstück in repräsentativen Situationen beschreibt, macht er auf einen feinen, entscheidenden Unterschied aufmerksam: Wer in Besitz eines Symbols, eines Codes – einer Krawatte – ist, wird von den »Eingeweihten« ohnehin als einer der ihren erkannt. Auf dem Sozialisierungsweg zu diesem Status, an dem das Europakolleg eine Wegmarke ist, wird die explizite Rede über »Eliten« sublimiert durch die verinnerlichte Sprache der habituellen Distinktion:

»Es gibt da über Nationalitätsgrenzen einen Kreis von Leuten, von denen weiß man, dass die gut sind. Das ist vollkommen unabhängig von der Nationalität. [...] *Gut* heißt, die sind gute *professionals*, die sind arbeitsmäßig gut – solche Gruppen gibt es ja wahrscheinlich in allen großen Organisationen. Der Grund dafür ist wahrscheinlich folgender: Die Chefs stellen Leute ein, und die haben da irgendwo ein Kästchen in ihrem Kopf, auf dem steht *Gute Leute*, und da bilden die sich dann relativ schnell ein Urteil, und stecken Leute in dieses Kästchen. Und daran ändert sich dann auch nicht mehr viel, wenn man einmal so oder so beurteilt wurde, die müssen ja schnell entscheiden. Und dabei ist das Europakolleg sicherlich ein hilfreich unterstützendes *label*, um so ein gutes Urteil zu erhalten... und solche Personalentscheidungen werden dann durch die *echte* Funktionselite gefällt«. ¹³

Elitenzugehörigkeit ist symbolisch-kulturell und habituell kodiert, es hängen Erwartungen an angemessene Redeformen, an Codices und Symbole der Elitenkultur damit zusammen. Das Renommee des Europakollegs fußt darauf, Zugang zu diesen Symbolen und Codices zu geben. ¹⁴ Die *College community* versteht sich selbst als Quelle und *gate keeper* einer europäischen Elite. Als ich Roberto F. aus Malta danach frage, wie er als jetziger Mitarbeiter der EU-Kommission rückblickend über den Ruf des Europakollegs als Kaderschmiede denke, entgegnet er mir:

»About this *elite* rhetoric and the *Europeans* that are to be created in Bruges ... When I was there, they used to have these huge posters in the canteen with all these slogans. Some people thought this was just too much, and they protested ... I also think that was somehow over the top. But in practice, there is some truth in that:

¹³ FTB vom 8. Oktober 2004.

¹⁴ Selbstredend gibt es eine ganze Reihe »harter« Mechanismen der Inklusion und Exklusion, die über den Zugang zu den Institutionen der Europäischen Union, präziser: zum EU-Machtfeld in Brüssel entscheiden – sei dies nun über nationale Instanzen oder einen *Concours*.

The objective of the year is to get to know a lot of people very well, and to make friends for life ... Finally, it is up to every individual to handle this cliché ... If you're going around saying with a flag: »I have been to Bruges!!!«, then you shouldn't be surprised if people react to that... but I never experienced this personally.«¹⁵

Roberto F. ist nicht der einzige, der die stückweise Kongruenz von studentischen Karrierezielen und institutioneller Vermarktungsstrategie betont. Er deutet aber auch an, dass der Rede über Eliten im Sinne einer fortlaufenden Selbst-Mythisierung und der Verwendung des Begriffs als Marketing-Tool eine Spannung innewohnt: Die zuge dachte und angestrebte Rolle und *performance* greifen ineinander. Könnte nicht womöglich die Fähigkeit, den Begriff »Elite« zu problematisieren, den entscheidenden *feinen Unterschied* markieren, an dem sich Elitenzugehörigkeit festmachen lässt? Gerade *indem* sie sich vom Elitenbegriff distanzieren, markieren meine Gesprächspartner ihre Zugehörigkeit zur *in-group*.

Der oben zitierte Max K. aus Österreich »durchschaut« die Institution Europakolleg in ihrem Bemühen um einen auch zukünftig elitären Ruf – und hofft selbst, davon zu profitieren. Dass er diesbezüglich sehr optimistisch ist, fasst er so zusammen: »Man schreibt nur seine *promotion* hin und schon wissen die Leute Bescheid.« Auch Mary H. aus Kanada sieht die Überschneidungen zwischen Kolleg- und studentischen Interessen und wird dies auf der Suche nach einem Arbeitsplatz auch für sich einsetzen:

»The College of Europe uses its former reputation in a very efficient way – I personally do not think that an elite is being made here, but many students like to quote this, and it's told to us so, so often, especially the administration loves to say that... And that was also what scared me before coming here... I thought this would be a lot of work, a very stimulating program and interesting but demanding courses – but really *horrible* people, snobs and so on. And I was *so* surprised when I came here, people were so normal and I made some really good friends here. [...] What I will remember most from this year are the people of course, but I would also never have imagined before that I might become so interested in Justice and Home affairs and in Immigration issues. [...] But to come back to this elite thing: I will of course take part in it and I will *reproduce* it; I am looking for a job, and of course I will make use of it and tell people I was here and I might have a good chance to enter the Foreign Service with the College in my CV, they all think this is a great school.«¹⁶

15 FTB vom 7. Oktober 2004.

16 FTB vom 12. Juni 2004.

Während sowohl Max K. als auch Mary H. die Rede von »Elite« als professionelles Instrumentarium betrachten, dessen Einsatz das Europakolleg ihnen ermöglicht, traten in anderen Gesprächen kritischere Töne zutage. Für Kim T. sprechen der seines Erachtens geringe Bekanntheitsgrad des Europakollegs und die Studiengebühren gegen die Bezeichnung des Europakollegs als Ort von und für Eliten:

»The College of Europe is not an elitist place, and there are at least two reasons for this: there is too much money involved to study here – I myself could not come here if my parents had not gone to the bank. There are too many people who do not even know that this College exists. I would never have found out about this place if not a friend in Brussels had told me about it and advised me to take a look at it when I was visiting the city of Bruges... [...] I also think that being called an elite – which happens frequently here – is bad from a social point of view. It creates an atmosphere where people act like they were an elite – even if they wouldn't have done so before coming here –, and that creates a bad reputation. People are not brighter here than in any other place.«¹⁷

Das Europakolleg entspricht nicht den Kriterien, an denen Kim T. eine Elite misst. Er hält einen gewissen Bekanntheitsgrad für ebenso notwendig wie ein Auswahlverfahren, dass für die finanziellen Umstände der Bewerber blind ist. Ersteres bestehe aus seiner chinesisch-kanadisch geprägten Sicht nicht, letzteres sei durch die nicht für alle gewährleistete Deckung der Studiengebühren durch Stipendien verwehrt. Für ihn ist der Begriff stärker normativ aufgeladen als für Mary H. und Max K.: Während die beiden Elite eher als einen strategischen Begriff betrachten und verwenden, an dem entlang sich Netzwerke und soziale *in-groups* herstellen lassen, ist er für Kim T. in erster Linie mit *brightness* verbunden – und eben die sei am Europakolleg nicht präsender als andernorts. Noch stärker akzentuiert Simon A. die Anforderungen, die an eine Elite zu stellen seien:

»Elite bedeutet für mich nicht nur die Möglichkeit zur Einflussnahme, sondern auch die Verpflichtung, Verantwortung zu übernehmen. Und so ein Bewusstsein war unter den Studierenden unseres Jahrgangs nicht besonders stark ausgeprägt. Ich glaube, einige Studierende haben den Realitätsbezug völlig verloren, die haben sich wie ein Teil einer *natural born elite* gefühlt.«¹⁸

Simon A. und Kim T. stehen mit ihren Äußerungen nicht allein da, sondern zeigen vielmehr stellvertretend für andere Studierende, dass

17 FTB vom 9. Juni 2004.

18 FTB vom 19. Februar 2004.

die offizielle »Eliten«-Rhetorik der Kollegleitung zu einer breiten Auseinandersetzung über den Begriff und die damit verbundene Rolle geführt hat. Alltagswahrnehmungen, die vage Ahnung einiger, dass mit dem Diplom auch die Zugehörigkeit zu einer EU-Elite einhergehe, und normative, auch wissenschaftliche Diskurse über Elitencharakteristika durchdringen einander. Während meines Feldaufenthaltes schob sich allmählich der Begriff der »Exzellenz« über den kontroversen Elitenbegriff – doch offenbar hat er nicht denselben »Signalcharakter« und eignet sich weniger gut als Marketing-Begriff. Die Debatte über den Gehalt und die Verwendung des Elitenbegriffs, die unter den Studierenden stattfindet, weist jedoch eine Tendenz auf: Man lernt, den Term Elite beiseite zu schieben oder ihn zumindest mit neuem Inhalt zu füllen. Die Leiterin der Kommunikationsabteilung reagiert auf meine Frage nach dem Elitestatus der *College community* folgendermaßen:

»Well, first of all, ›elite‹ is an awful word... We don't take in people who are elitist. We have some very poor, and we have some very rich students... But what we are looking for are excellent students who are able to cope with a high-risk environment. In this international environment, we introduce people to new contexts... and then an elite is formed through the total experience of the College. What I mean by elite is rather this *esprit de Bruges* that you probably already heard about and which fundamentally means openness to Europe. Of course, we also provide our students with certain skills, i.e. negotiating skills. ... In the end, students form their own club – so this is a self-creating elite... we don't intend to create one. Somehow, people from the College become a genre, and that is because of their openness, their different approach to things. And people realize this, there are people coming here for the summer course who try to buy into that.«¹⁹

Die »Offenheit« dieser sich selbst hervorbringenden Elite stellt auch ein Vertreter der Alumni-Vereinigung in den Vordergrund, als ich mit ihm spreche:

»The people who go to the College are quite well-educated. We don't consider ourselves an elite – it is rather a common interest we share.... It is our motivation to work in an international context, to do something for Europe – and that's why we become interested in the College... The exciting thing is that nothing is written in stone here [in Brussels, in the EU institutions], and you can really make an impact on European integration here. Did you know for example that the ERASMUS program was invented by three *anciens* from the College? Of course I am aware that the College has sometimes been seen as a ›European ENA‹, this is still mentioned

19 FTB vom 12. Oktober 2004.

sometimes, but the College is an open platform, it is accessible and not restricted to an elite. We try to do something good with the influence we have. [...] Now, with an enlarged European Union, the network becomes even more important – the connections among the alumni are good to manage this new complexity – and the Alumni Association has to grow with the increasing numbers of *anciens*.«²⁰

Natürlich ist bei all diesen und vor allem den letzten Äußerungen in Rechnung zu stellen, dass sie *mir* gegenüber gemacht wurden – einer Außenstehenden, von der eine grundsätzliche Skepsis gegenüber »Eliten« erwartet wurde. Und während die Studierenden offener darüber sprechen, wie sie Nutzen aus dem elitären Ruf des Europakollegs ziehen wollen, so scheint dies für Absolventen nicht mehr opportun. »Elite« als einen problematischen Begriff erkannt zu haben und im Gespräch mit einiger Distanz über ihn reflektieren zu können – genau das stellt letztlich ein Kriterium der Elitenzugehörigkeit dar. Dieses Phänomen ist nun keineswegs einzigartig am Europakolleg, sondern ein Beispiel für aller Wahrscheinlichkeit nach höchst ähnliche Formen der Selbstdarstellung einer »postideologischen« Generation, die sich einer politischen und sozialen Zuordnung entziehen möchte. Vergleichbare Redeformen ließen sich sicherlich in Oxbridge ebenso finden wie in der *ivy league* der Universitäten in den Vereinigten Staaten. Speziell sind hier allerdings die diskursive Formation der europäischen Integration und die den Absolventen des von der EU-Kommission mitgetragenen Kollegs zugeordnete professionelle Rolle.

Mit Hinblick auf die im Jahr 2004 noch kontroverse Debatte über Eliten in Deutschland bringt Max K. seine Sicht auf den Punkt:

»Es rufen wohl immer diejenigen am lautesten nach einer Elite, die sie am dringendsten ›benötigen‹ oder am weitesten davon entfernt sind ... Wer dazu gehört, der verwendet den Begriff eher zurückhaltend.«²¹

Die Frage der eigenen Elitenzugehörigkeit, das lernen Studierende während ihrer Ausbildung am Europakolleg, ist durch den Rückgriff auf die gängigen Codes elegant und überzeugend, nämlich: implizit beantwortet. Wer von seiner Zugehörigkeit explizit spricht, gehört mit einiger Wahrscheinlichkeit (noch) nicht dazu und steht zumindest am Europakolleg erst am Anfang der professionellen Selbstmythisierung.

20 FTB vom 13. Oktober 2004.

21 FTB vom 7. Februar 2004.

**»This is the sort of candidate we want.
He must be accepted.«²²**

»Da das System nicht explizit liefert, was es verlangt, verlangt es implizit, dass seine Schüler bereits besitzen, was es nicht liefert.« (Bourdieu/Passeron 1971: 126)

Aus den rund 1 200 Bewerbungen, die jährlich beim Europakolleg und seinen nationalen Agenturen eingehen, wird nach der Sichtung der Bewerbungsunterlagen eine Auswahl der Kandidaten zu einem Bewerbungsinterview eingeladen. In diesem zweistufigen Verfahren werden schließlich rund 400 BewerberInnen ausgewählt und zum Studium in Brügge oder Natolin zugelassen. Es gibt in diesem Prozess keine explizit festgelegten nationalen Quotierungen für die begrenzte Zahl an Studienplätzen und Wohnheimplätzen, sondern die Studienplatzvergabe erfolgt über Erfahrungswerte in Verbindung mit einem von Jahr zu Jahr leicht variierenden Budget für Stipendien, die national, regional, von Anwaltskanzleien, Stiftungen und in geringer Anzahl auch vom Europakolleg selbst vergeben werden. Lässt sich aus der Kombination jener vorwegnehmenden »Ausweichbewegung« und den expliziten wie impliziten Auswahlkriterien des Kollegs ein bestimmter Typus von KandidatInnen herauslesen, deren Bewerbung eher von Erfolg gekrönt ist?

Luca, Jahrgang 1976, hat sich für das Studienjahr 2003/04 um einen Studienplatz auf dem polnischen Campus des Europakollegs beworben. Er kommt aus Italien, wo er ein Wirtschaftsstudium absolviert hat. Neben seiner Muttersprache Italienisch spricht er Englisch, Französisch und Spanisch. Lucas Vater ist als Ingenieur angestellt, die Mutter im Ruhestand. Vom Europakolleg hat er an seiner Universität in einem Seminar zur Geschichte der Europäischen Union erfahren. Er bewirbt sich um ein Teilstipendium des italienischen Außenministeriums.

Seine Bewerbungsunterlagen wurden, wie die der meisten Studierenden, von einem Begutachter handschriftlich kommentiert. Diese oder dieser hat ein »Plus« neben dem im Lebenslauf erwähnten einjährigen Schulaufenthalt in den USA gesetzt, ebenso werden Lucas Praktika positiv zur Kenntnis genommen: Während des Studiums hat er in einer Nichtregierungsorganisation mitgearbeitet sowie für ein paar Monate in einem kleinen Museum in Paris. Nach Ende seines Studiums hat er

22 CoE2003-2004-B25.

ein Praktikum beim Europaparlament absolviert. Luca hat seinen Bewerbungsunterlagen eine Liste aller von ihm besuchten Seminare beigelegt. An das Ende des Dossiers hat er den Nachweis geheftet, dass er am Simulationsspiel »European Forum« im Jahr 2000 teilgenommen hat. Seinen Lebenslauf stellt Luca ausführlich vor und stellt seine Ausbildung und Arbeitserfahrung als logische Schritte auf dem Weg zum Europakolleg dar. In das Feld, das auf dem mit der Schreibmaschine ausgefüllten Bewerbungsformular für die Darlegung seiner Motivation reserviert ist, hat er folgende Formulierung getippt: »I cannot know if my future career will be at the university, or an international organisation, or maybe in both. But what I do know is that I want to work for Europe, for the European Union, for the Economics of the European integration.«

Die Bewerbungsunterlagen werden von langjährigen Professoren des Kollegs und – sofern sie in Brügge direkt eingehen – von den festen Mitarbeitern, d.h. in der Regel den Assistenten vorsortiert. Die Assistenten sind sämtlich Absolventen des Studiums am Europakolleg und kennen das Auswahlprozedere mithin auch aus der Perspektive der Kandidaten. Unter Lucas Bewerbungsunterlagen hat die auswertende Person die weiter oben mit »Plus« versehenen Punkte aus Lucas Biographie zusammengefasst und offenkundig begeistert notiert: »This is the sort of candidate we want. He *must* be accepted.«²³

Anna J.²⁴ wurde 1978 geboren und wuchs als Tochter tschechischer Exilanten in Belgien auf. Ihr Vater arbeitet als Lehrer, ihre Mutter ist Kinderärztin. Im Rahmen ihres politikwissenschaftlichen Studiums in Paris nahm Anna am ERASMUS-Programm teil und studierte für ein Semester in Lissabon. Sie hat ein Praktikum bei einem Radiosender absolviert und eines bei Nichtregierungsorganisation, die sich für kulturellen Austausch zwischen Frankreich und Osteuropa einsetzt. Anna spricht sieben Sprachen: Tschechisch und Französisch sind ihre Muttersprachen, außerdem beherrscht sie Flämisch, Englisch, Deutsch, Spanisch und Portugiesisch. Vom Europakolleg hat sie durch Bekannte erfahren, die auch dort studiert haben. Sie will sich als Studentin des Jahres 2003/04, in dem auch die erste große Osterweiterung der Europäischen Union vollzogen wird, besonders auf die neuen und zukünftigen Mitgliedsstaaten spezialisieren. Als Motivation für ihre Bewerbung gibt sie an, dass ein Studienjahr im »Mikrokosmos Europakolleg« die »Vollendung ihrer europäischen Ausbildung« wäre.

23 CoE2003-2004-B25.

24 CoE2003-2004-N65.

Die Unterlagen der anderen erfolgreichen Bewerber ähneln denen Annas und Lucas: Durchschnittlich sprechen die von mir in Brügge beforschten Studierenden vier Sprachen, ihre Kommilitonen im polnischen Natolin fünf. Einige von ihnen haben diese Fremdsprachen durch ihre Sozialisation erworben, indem sie mit ihrer Familie in unterschiedlichen Ländern lebten oder eine Internationale Schule besuchten. Andere haben sich die Fremdsprachenkenntnisse gezielt erarbeitet in der Annahme ihrer Notwendigkeit für ihren angestrebten Berufsweg. Mehrsprachigkeit ist mithin ein sehr klarer Selektionsfaktor. Über die praktische Notwendigkeit hinaus, sich in einem zweisprachigen akademischen Milieu in englischer und französischer Sprache verständlich machen zu können und Texte in diesen Sprachen verfassen zu können, markiert es kulturelles Kapital. Auch wenn der Erwerb einer Fremdsprache einen Auslandsaufenthalt nicht zwingend voraussetzt (und es durchaus erfolgreiche Bewerber gibt, die ausschließlich Französisch und Englisch beherrschen oder die nie längere Zeit im Ausland gelebt haben), wird diese Verbindung doch implizit gezogen. Je mehr Fremdsprachen jemand spricht, desto eher vermutet man bei ihr oder ihm Fertigkeiten und einen Habitus, den man den »Daheimgebliebenen« zunächst einmal nicht zuspricht. Auf den Zugang zu jenem symbolischen Kapital, das Fremdsprachenkenntnisse nach außen signalisieren, hat das ERASMUS-Programm einigen Einfluss, und es ermöglicht EUropäisierung als biographischer Erfahrung.

Doch nicht nur die Auswahlkomitees legen offensichtlich Wert auf einen Habitus, der – so formulierte es einer der leitenden Professoren des Kollegs – aufgrund seiner Weltgewandtheit und -offenheit an den »europäischen Gentleman des 16. Jahrhunderts« erinnern soll. Auch die Bewerber selbst suchen und finden am Europakolleg Menschen, die ihnen nicht nur in bezug auf die professionellen Ambitionen, sondern auch auf den Habitus, die Dispositionen ähneln. Viele von ihnen schweben sehr ähnliche Rollen vor, die sie auf der »europäischen Bühne« spielen wollen: »I have always found the opportunity to live and study with people who share similar interests, passion and talent, yet have different backgrounds, stimulating and eye-opening.«²⁵ Eine meiner Informantinnen motiviert ihre Bewerbung ganz explizit mit diesem Argument:

»I have developed into a complete *Europhile* during my time in Newcastle, Strasbourg and Brussels! What I like about the EU in general is that we can all together work for peace and security and we can work for a better world. [...] I believe that

25 CoE2003-2004-B263.

the College is the one and only institution that can provide me with this all (top class qualification, life in an international, thriving and challenging environment...) as well as providing me with better chances of continued work opportunities in this field. [...] I am a Swedish national who has already experience of different cultures, languages and environments and I must admit that I feel more at home with similar people. Hence I feel that the College would be the best next step for me, allowing me to continue EU politics with like-minded people.«²⁶

In den Interviews weisen insbesondere die Studierenden, welche aus binationalen Familien stammen oder schon an vielen unterschiedlichen Orten gelebt haben, auf diesen Aspekt hin: Hier, unter ähnlich geprägten Studierenden, denen ihre Erfahrungen nicht exklusiv oder elitär, sondern einfach »normal« vorkämen, fühlten sie sich erstmals »wie Zuhause«. Über die habituellen und dispositionalen Gemeinsamkeiten ist natürlich auch allen Akteuren intuitiv klar, dass sie vom kulturellen Kapital ihrer KommilitonInnen profitieren werden. Während intern die Kapitalien dem Blick der potentiellen KonkurrentInnen ausgeliefert sind, tragen sie nach außen gemeinsam dazu bei, dass die Inszenierung eines europäischen Milieus keine Brüche erhält und das Kapital einzelner Akteure auf die *College community* als Ganze abstrahlt.

Ein langjähriger Dozent des Kollegs bezeichnet die heutigen Studierenden als »Biographieplaner«. Die Studierenden akkumulieren seiner Ansicht nach reflektierter und expliziter Kapitalien, von deren zukünftigem Tauschwert sie überzeugt sind. In dieser planvollen Arbeit am professionellen Selbst und der angestrebten Rolle sieht er deutliche Unterschiede zu früheren Generationen, die – ob nun in den 1970ern oder den frühen 1990ern – in dem Wissen agiert hätten, dass ihnen ohnehin alle Türen offen stünden.²⁷ Er hebt darauf ab, dass der Wahl von Studienfach und vor allem -ort viel größere *strategische* Bedeutung zugesprochen wird als zuvor, wenn heute noch vor Beginn einer Ausbildung die sich daraus ergebenden professionellen »Optionen« abgewogen werden. Eric D. aus Frankreich erzählt ohne Umschweife, dass er sich am Europakolleg beworben habe, weil er bis dahin »kein ERASMUS gemacht« habe. Er sei der einzige in seinem Freundeskreis gewesen, und obwohl er während und nach seinem Studium an der Sciences Po in Paris Praktika in Kanada und als Mitarbeiter einer in der Entwicklungszusammenarbeit tätigen Organisation in Französisch

26 CoE2003-2004-B204.

27 FTB vom 10. Februar 2004.

Guyana absolviert habe, hielt er ERASMUS noch immer für »a compulsory thing«.²⁸ Das Europakolleg sei für ihn ein Ort, der ganz ähnliche Erfahrungen wie ERASMUS möglich mache: den gemeinsamen Alltag mit jungen Menschen aus anderen Ländern, die Interessen und einen Lebensstil für eine begrenzte Zeit teilen. Wichtig sei ihm auch die Erfahrung des Zusammenlebens zwischen Phasen kollektiver Euphorie und individuellem Abgrenzungsbestreben (vgl. Murphy-Lejeune 2002: 125ff.). Die Studierenden führt gerade die Suche nach der Erfahrung von ritueller Trennung, »Umwandlung« und neuerlicher Angliederung an eine soziale Gruppe an das Europakolleg: Mithin die aktive Suche nach der Erfahrung eines sich über ein Jahr erstreckenden Übergangsritus' im Sinne Van Genneps (1999), dessen Besonderheit die Ausrichtung auf die Europäische Integration ist.

Die Ähnlichkeiten der Biographien sind eine Konsequenz des mehrstufigen Auswahlprozesses und somit kein »Zufall. Anna und Luca und ihre hier zu Wort gekommenen Mitbewerber haben die bis zu 15-köpfige Jury im Interview in ihrem schon vorab positiven Urteil bestätigt. Eine Assistentin, die wie alle ihre Kollegen und Kolleginnen am Europakolleg studiert hat, formuliert die die Auswahl leitende Frage so: »The question is: Can you contribute to an atmosphere not only with your knowledge but also with your experiences? And the objective for all this is to create something great on the base of something that is already good.« Einige der Studierenden hätten »die Nase im Himmel«, wenn sie von den besten Universitäten und aus »guten Familien« hierher kämen. Am Europakolleg seien sie mit ihrer Biographie plötzlich »ganz normal« unter all den anderen. Es sei nichts besonderes mehr, vier Sprachen zu sprechen, weil derjenige, der am Tisch gegenüber sitzt, vielleicht sieben spricht. Insofern sei das Europakolleg aus ihrer Sicht eine »good school of modesty« – zugleich entstehe in diesem Milieu aber ein enormer Druck, Maßstäbe zu setzen.²⁹

Bei dieser alltäglichen Arbeit an der professionellen Rolle in einem transnationalen Milieu greifen die Akteure auf das ihnen zur Verfügung stehende Kapital zurück, mit dem – je nachdem, wie gewandt es eingesetzt wird – ein symbolischer Gewinn verbunden sein kann. Wie Bourdieus Versuche zeigen, die auf die französische Gesellschaft bezogenen *feinen Unterschiede* in den deutschen Kontext zu transponieren, ist der Distinktionsgewinn durch kulturelle Kompetenz oder sozialisationsbedingte Präferenzen in internationalen Kommunikationszusammenhängen und Milieus zunächst diffus. Die Codes, welche im na-

28 FTB vom 17. Februar 2004.

29 FTB vom 26. April 2004.

tionalen Kontext klare Signale senden – bspw. die Vorliebe für ein bestimmtes literarisches Genre, der Wohnort der Eltern oder der Verweis auf das Studium an dieser oder jener Universität – müssen im Kollegkontext oftmals explizit werden. Gerade die alltägliche Erklärung der eigenen Rolle beschreibt Roberto als typisch: Auch das individuelle symbolische Kapital und ihre professionellen Ambitionen betreffend sind die Kollegiaten *outgoing* und *articulated*. Ihr Habitus und ihre professionalisierte Performanz lässt die Studierenden von außen als die relativ homogene Gruppe erscheinen, die sie im Hinblick auf ihre soziale (nicht aber nationale oder ethnische) Herkunft auch sind. Der Umgang mit der eigenen Herkunft und ihren durch Sozialisation und Ausbildung erworbenen Kapitalien weist die Studierenden am Europakolleg als Biographiestrategen aus, die Kodices eines sich formierenden transnationalen elitären Milieus verinnerlicht haben. Diese Biographiestrategen orientieren sich an ähnlichen professionellen Idealen und einem von Mobilität geprägten Lebensstil, der den aus Mittelschichtfamilien stammenden Studierenden eher offen steht als solchen aus Arbeiterfamilien.

ERASMUS als Biographiebaustein

Wer am Europakolleg ein einjähriges Aufbaustudium antritt, war in der Regel bereits zuvor »im Ausland«. Damit sind nicht sommerliche Familienurlaube an einem der südeuropäischen Mittelmeerstrände oder andernorts gemeint, die Karl Schlögel als eine Art touristische Europäisierung von unten charakterisiert (Schlögel 2005: 65-84). »Ins Ausland gegangen« und im Ausland »gewesen« zu sein, ist hier synonym mit »ERASMUS gemacht haben« – ganz gleich, ob jemand nun für ein oder zwei Semester an dem 1987 angestoßenen EU-Studierendenaustauschprogramms ERASMUS teilgenommen, im Rahmen einer internationalen Hochschulpartnerschaft oder als *free mover* auswärts studiert hat. Während ein Auslandssemester noch vor wenigen Jahrzehnten Studienbiographien als exklusiv und elitär auswies, hat es heute einen festen Platz im Handlungshorizont europäischer Studierender. Das heißt natürlich noch nicht, dass die Immatrikulierten ihrer Alma mater sämtlich für einige Zeit den Rücken kehrten, doch immerhin machen sich jährlich mehr als 100 000 europäi-

sche Studierende auf den Weg an eine Universität im Ausland, und im Jahr 2002 wurde »der millionste ERASMUS-Student gefeiert«.³⁰

Mit diesen neuen Möglichkeiten, das Studium zu gestalten, entstehen auch neue Erwartungen an ein mobiles studentisches Selbst und dessen »unternehmerisch-unternehmungslustige« Studienplanung (vgl. Bröckling 2000). Es wird nicht mehr gefragt, *warum* jemand für eine begrenzte Zeit im Ausland studiert, sondern vielmehr: Warum *nicht*? Diese neuen, unter neoliberalen Vorzeichen immer selbstverständlicher werdenden Möglichkeiten der Biographiegestaltung haben den einander überlagernden mentalen Europa-Landkarten neue Markierungen hinzugefügt. Es gibt die klassischen ERASMUS-Universitäten und -Städte, die vorwiegend im Süden der EU liegen; es gibt solche, die mit ihrem Exoten-Status oder Metropolencharakter locken, und es gibt unter den europäischen Universitätsstädten die im ERASMUS-Kontext »Neuen«, die Außenseiter, an die es vor allem die Studierenden »kleinerer« Sprachen zieht. Jede von ihnen hält ein spezifisches symbolisches Kapital bereit, mit dem sich innerhalb der beständig wachsenden, imaginierten ERASMUS-community und darüber hinaus feine Unterschiede machen lassen.

ERASMUS ist eine der bekanntesten EU-Maßnahmen, und das nicht erst, seit der Film »Auberge Espagnol« zu einem Überraschungserfolg wurde. Dieser brachte ein kollektives Verständnis und Wissen einer transnationalen Generation von einem »idealen« ERASMUS-Austausch zum Ausdruck und übersetzte den Mythos »Auslandssemester« in bewegte Bilder.³¹ In ERASMUS verschmelzen das Projekt der europäischen Integration, der von der EU-Kommission postulierte »Grundsatz des lebenslangen Lernens« und Alltagserfahrungen miteinander. ERASMUS zeigt anschaulich, was Europäisierung auf der Alltagsebene bedeuten kann. Das Programm hat in Verbindung mit einer wachsenden, alle Lebensbereiche und gesellschaftlichen Sphären

30 Die Anzahl der mit ERASMUS mobilen Studierenden steigt kontinuierlich; im akademischen Jahr 2001/02 nahmen rund 118 000 Studierende aus der EU (18) und den Bewerberländern an dem Programm teil. Vgl. Kommission der Europäischen Gemeinschaften (2004a: 16, 2004b: 22).

31 »Auberge Epagnol – ein Jahr in Barcelona« lief 2001 in den französischen Kinos an. Der Film zeigte das WG-Leben von StudentInnen während ihres Austauschsemesters und begeisterte durch den hohen Wiedererkennungswert von ERASMUS-Mythen und -Alltag. Das europaweit erfolgreiche Debut von Cédric Klapisch sahen mehr als 4, 5 Millionen Zuschauer, und auch der Nachfolger »Wiedersehen in St. Petersburg« lockte 3,2 Millionen Besucher ins Kino.

durchdringenden Mobilität als Ideal *und* Praxis auch die Erwartungen auf dem Arbeitsmarkt verändert, die wiederum das aktuelle Handeln zukünftiger Hochschulabsolventen prägen. Denn spätestens, wenn die »Auslandserfahrung« im *Curriculum Vitae* vermerkt ist, tritt zu der individuellen Suche nach Horizonterweiterung ein weiterer Aspekt hinzu: Auslandssemester werden vom Zielpublikum dieser besonderen Textgattung, den Personalverantwortlichen, – das ist die Hoffnung – direkt in Persönlichkeitsmerkmale und Fähigkeiten übersetzt. Deshalb sollen sie als positiver Impuls auf dem Weg zum Arbeitsplatz wirken. ERASMUS ist zu einem Biographiebaustein geworden, der zum einen spezifisches kulturelles Kapital markiert, und zum anderen einen sozialen Raum und ein kulturelles Milieu umreißt, das sich Semester für Semester aufs Neue herstellt. In diesem Zusammenhang und auf der EUropäischen *mental map* hat das Europakolleg eine besondere Position inne. Auf dem älteren Campus des Europakollegs im belgischen Brügge beschäftigen sich schon seit 1949 Studierende aus ganz Europa und aus anderen Weltregionen mit der Frage, was EUropa ist, was es sein könnte oder gar sollte. Damit steht es inhaltlich dem Projekt der Europäischen Integration besonders nahe, ist den EU-Institutionen darüber hinaus aber sowohl räumlich wie auch durch Lehrpersonal, Budgetierung und Organisation eng verbunden. Drei *anciens* des Europakollegs gelten als die »Erfinder« des ERASMUS-Programms.³² Sie gehörten den ersten Jahrgängen an, deren Studium am Europakolleg noch wenig berufsorientierenden Charakters hatte. Allein schon aufgrund der geforderten Sprachkenntnisse konnte die Ausbildung damals nur wenigen überhaupt als eine Möglichkeit erscheinen – denjenigen nämlich, für die ein über Nationalgrenzen hinausgehendes *studium generale* als lohnende Lebenszeit-Investition galt. Ein Blick in die Studierendenakten der ersten Jahre bestärkt die Annahme, dass das Europakolleg trotz eines Stipendienprogramms von seiner Gründung an eine in bürgerlicher Tradition stehende Institution war, die nach Ende des Zweiten Weltkriegs den europäischen Integrationsgedanken als »Vision« aufgriff. Vor diesem Hintergrund verbanden sich ein klassisches bürgerliches Bildungsideal und -ritual mit dem Bemühen, junge Menschen herauszulösen aus ihren national(istisch)en Lebens- und Denkwelten, in denen der 2. Weltkrieg seine Spuren hinterlassen hatte. Durch einen Auslandsaufenthalt sollte der kulturelle Ho-

32 FTB vom 29. September 2004.

izont der jungen Menschen erweitert und in der Begegnung mit dem »Anderen« die »Persönlichkeitswerdung« vorangetrieben werden.³³

Studierende bewegen sich heute immer noch in dieser Tradition, doch sie verbinden mit dem Europakolleg die konkretere Erwartung an eine »potenzierte« ERASMUS-Erfahrung. Rund 80 Prozent³⁴ aller Studierenden der *promotion* John Locke weisen in ihren Lebensläufen tatsächlich auch Auslandserfahrung auf – sei es durch die Teilnahme am ERASMUS-Programm, ein im Ausland verbrachtes Schuljahr oder die Berufstätigkeit ihrer Eltern. Dieses akkumulierte kulturelle Kapital ziehen viele Bewerber auch in ihren Motivationsschreiben heran, um ihre Eignung zu unterstreichen:

»Seit meinem Erasmus-Aufenthalt [...] spüre ich in mir das Vorhandensein einer europäischen Identität. Ich kann von mir sagen, dass ich Europäer bin. Das Jahr in Frankreich war eines meiner schönsten Lebensjahre und ich habe im tagtäglichen Miteinander der Erasmusstudenten, bei aller Verschiedenheit der einzelnen europäischen Kulturen, doch auch das Gemeinsame erlebt, die gemeinsamen Freuden, die gemeinsamen Ängste und Sorgen, das gemeinsame Menschsein.«³⁵

Die selbst für den spezifischen Jargon und das rhetorische Genre »Bewerbungsschreiben« etwas pathetischen Formulierungen dieser irischen Bewerberin sollen nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie sich mittels der biographischen Station und des Markers ERASMUS als »Europäerin« darstellt. Das nicht nur von ihr in die Wagschale geworfene symbolische Kapital, das zu erwerben Studierenden aufgrund ihrer sozialen Herkunft, ihrer Sozialisation und der daraus resultierenden professionellen Disposition möglich ist, verschafft ihnen nicht nur Zugang zum Europakolleg, es prägt auch ihre alltäglichen Praxen. Ganz ähnlich wie in ERASMUS-communities oder bei der *European Law Moot Court Competition* entsteht so auch am Europakolleg im akademischen Jahresrhythmus eine sprachliche und soziale Insellage, die sich auch räumlich manifestiert.

Während die meisten Brügger Studierenden sich für den Weg von ihren Unterkünften, den *residences*, durch die gewundenen Altstadtgas-

33 Zum generationsspezifischen Erfahrungswandel durch Mobilität trugen seit Beginn des 20. Jahrhunderts in hohem Maße staatliche Institutionen und Programme wie bspw. der Deutsche Akademische Austauschdienst bei. Vgl. Hellmann 2000.

34 Natolin: 84 Prozent, Brügge: 78 Prozent.

35 CoE2003-2004-B246.

sen über den Marktplatz zum Hauptgebäude und weiter zur Kantine ein Fahrrad zulegen, hat man in Natolin die alltäglich überbrückenden Distanzen zwischen Unterkunft, Unterricht und Restaurant innerhalb von etwas mehr als fünf Minuten zurückgelegt und kann auf dem Weg noch schnell ein Buch in der Bibliothek abgeben. Studierenden in Natolin erscheint die Gelegenheit und Möglichkeit, sich mit einem Fahrrad durch innerstädtischen Raum zu bewegen, als Luxus. Viele von ihnen verlassen seltener als ein Mal wöchentlich das Areal des Kollegs in Richtung Warschauer Innenstadt – sei es aus Zeit-, Sprach-, oder finanziellen Gründen. Doch in Brügge wird selbst die im Vergleich weiträumige Brügger Altstadt als beengend wahrgenommen. So »gesteht« mir eine Studierende, dass sie des Öfteren ganz bewusst längere Umwege auf dem Weg zur Kantine oder zur Vorlesung in Kauf nehme, um nicht in einem Fort ihren Kommilitonen auf den am häufigsten frequentierten Routen quer über den Marktplatz zu begegnen. Natolin liege nicht in Polen, sondern sei ein »goldener Käfig« – das sind wiederkehrende Wendungen, mit denen Studierende mir die besondere Atmosphäre auf ihrem Campus, der für die Zeit des Studiums auch ihr Wohnort ist, erklären. Genau wie dort sind auch »in Brügge« – und damit ist innerhalb der *College community* das Europakolleg mehr gemeint als die Stadt – Kontakte mit den Stadtbewohnern eher die Ausnahme als die Regel. Wenngleich im offiziellen Narrativ über das Europakolleg die Geschichte Brügges als bedeutendem europäischen Handelsknotenpunkt den Ausschlag für die Wahl des Ortes gegeben hat, spielt zugleich die relativ Abgeschlossenheit eine wichtige Rolle:

»Bruges a été choisie à cause de son isolement par les fondateurs du Collège, bien que cet événement soit généralement occulté de nos jours. Or l'isolement, le fait que les individus vivent dans une petite ville en tant que seuls étudiants de cycle supérieur, est un élément majeur constitutif d'une sociabilité spécifique.« (Schnabel 2002: 256)

Der Nähe der Studierenden untereinander steht im Alltagsleben am Kolleg eine weit gehende soziale, sprachliche und räumliche Trennung von der lokalen Bevölkerung gegenüber. Diese Erfahrung einer unsichtbaren Grenzlinie zwischen der sich selbst als *in-group* erfahrenden Studierendengruppe und der Lokalbevölkerung ist eine gesteigerte Variante von ERASMUS, die Nähe und Distanz neu erfahrbar macht (vgl. Murphy-Lejeune 2002: 188ff.).

In Interviews betonen mehrere meiner Gesprächspartner, dass sie das Europakolleg in dieser Hinsicht sogar noch »praktischer« fänden

als einen regulären Aufenthalt in einem anderen europäischen Land. Hier lerne man eine größere Anzahl und Vielfalt von Kulturen kennen und sei noch dazu nicht die »fremde« Person unter Einheimischen. Catherine D., die seit ein paar Jahren in der EU-Kommission arbeitet und sich auch für die Alumni-Organisation des Kollegs engagiert, sieht das so:

»Obviously, the quality [of the academic program] is important, but experiencing Europe in every-day life was more important to me.... You don't have to visit all the member states... you just stay there [in Bruges] and all the countries come to you! And as all people come from different places, you actually realize: I am not a stranger, I have a role to play!«³⁶

Aus ihrer Sicht ist ein Auslandsaufenthalt während des Studiums vollkommen »normal« und wenig exklusiv. Die räumliche und soziale Verdichtung von kulturellem Wissen verleiht dem Europakolleg jenen Schimmer der Exklusivität, den ERASMUS nicht mehr zu haben scheint. Das kulturelle Wissen wird am Europakolleg symbolisch und sozial für die begrenzte Zeit eines Studienjahres gebündelt. Gerade diese Bündelung, die Potenzierung vermeintlicher Fremdheitserfahrung in einem studentischen Milieu, das sich oftmals als sehr ähnlich entpuppt, macht die Besonderheit des Europakollegs aus und qualifiziert es im EU-Diskurs als ein Vorzimmer zum Brüsseler EU-Milieu.

Zuhause im transnationalen Europa

Anna J. hat als Kind zusammen mit ihren Eltern Tschechien verlassen. Über Algerien ist sie mit ihnen nach Belgien migriert und dort aufgewachsen. Für sie sei es eine neue und »tolle Erfahrung, mit anderen Menschen mit ähnlichen Biographien zusammen zu sein«. Hier habe sie Pawel Z. kennen gelernt, der als Kind polnischer Exilanten in den USA aufgewachsen ist.³⁷ Annas Aussage veranschaulicht, dass die soziale Herkunft der Studierenden zum einen dafür sorgt, dass ihnen eine Ausbildung wie die am Europakolleg überhaupt offen steht. Ohne ihre Mehrsprachigkeit und eine Umfeld, das soziale und räumliche Mobilität anregt, wären sie nicht Studierende des Europakollegs geworden. Diese vorgelagerte (Selbst-)Selektion begünstigt eine Studierendenschaft, die sich durch soziale Homogenität (bei gleichzeitiger kulturel-

³⁶ FTB vom 13. Oktober 2004.

³⁷ FTB vom 23. April 2004.

ler, nationaler, ethnischer Heterogenität) auszeichnet. Zum anderen setzt die Suche nach Menschen mit »ähnlichen Biographien« aber auch eine Dynamik der Homogenisierung in Gang: Ebenso wie ERASMUS, bringt auch das Europakolleg Akteure eines transnationalen Milieu hervor, das durch seinen mobilen Lebensstil geprägt ist. Diese Mobilität wird erleichtert durch ein soziales Netzwerk, das kaum ortsgebunden (oder vielmehr: an vielen unterschiedlichen, meist urbanen Orten ansässig) ist. Als ich sie nach dem professionellen Netzwerk frage, an dem während des Studienalltags geknüpft werden und das den Einstieg in das Berufsleben erleichtern solle, betont Anna, dass ihr ein anderer Aspekt wichtiger sei:

»It's much more important that you have a kind of ›family‹ here, although it maybe sounds weird – the joint experience makes us closer to each other. I think I'm going to miss this sense of belonging somewhere that I have here.«³⁸

Anna und ich kommen über diese Erfahrung von Zugehörigkeit im Laufe des Interviews auch auf die Frage nach dem »Europäisch-Sein« zu sprechen, die sich am Europakolleg permanent stellt. Sie »fühle sich nicht wirklich einem Land verbunden«, und nach einigem Abwägen, ob es nicht zu pathetisch klänge, fügt sie an: »... and sometimes I feel pretty homeless – but here, I feel like being at home«. In ganz ähnlicher Weise, wie Anna es erlebt, muss es auch für den Sohn eines Italieners und einer Irin sein, der in Luxemburg aufgewachsen ist, wenn er mit der Frage nach seinem *Herkunftsland* konfrontiert wird.³⁹ Seine Antwort ist mehrdeutig – doch was andernorts Nachfragen provoziert, exotisch oder elitär wirken mag, erscheint am Europakolleg normal. Denn auch Studierende, deren Eltern weder im diplomatischen Dienst stehen noch als Exilanten oder Führungskräfte mit ihnen von einem Wohn- oder Arbeitsort zum nächsten gezogen sind, akzeptieren diese biographischen Erfahrungen als »repräsentativ« für diesen Ort. Matthias M. sieht das Europakolleg als einen Knotenpunkt, als einen Ort, an dem sich soziale Netzwerke unter europäischen Vorzeichen miteinander verbinden:

»Ich glaube, dass es so einen Kreis von Personen gibt, die man zu einer ›internationalen Elite‹ zählen könnte, die kennen sich durch ein international ausgerichtetes Studium oder durch ERASMUS. Solche Leute gab es ja auch in Brügge, und die kennen sich dann halt auch untereinander. Das ist so ein gewisses Umfeld, und über

38 FTB vom 25. April 2004.

39 FTB vom 15. September 2004.

die Freunde deiner Freunde lernst Du dann noch mehr solcher Leute kennen – das hat ja nur bedingt mit der Qualität der Ausbildung zu tun. Das, was ich meine, das ist auch was anderes als eine ›Wirtschaftselite‹, also so Leute wie die aus St. Gallen oder Witten, und von der WHU oder der LSE... das sind so Beispiele.«⁴⁰

Er selbst sei auch schon »vor Brügge« Teil solcher transnationalen Milieus. Schon vor dem Abitur habe Mathias M. bei einer Sommerschule viele Freunde mit ganz ähnlichen Interessen gefunden, berichtet er mir. Während seines Studiums habe er sich bei *ELSA* engagiert, einer Vereinigung europäischer Jura-Studierender. Solche »Elitenkreise«, wie er sie bezeichnet, bilden sich entlang von Interessengebieten – also einem bestimmten Land oder einer Sprache. Am Europakolleg, so könnte man Mathias M.s Überlegungen weiterführen, treffen diese Milieus aufeinander und werden miteinander zu einem Netzwerk verknüpft. Angesichts des politischen Zieles der europäischen Einigung, das die meisten von ihnen teilen, erkennen sie sich als ein Wissensmilieu, das sich schon seit längerem in einem (auch durch sie hergestellten) transnationalen sozialen Raum bewegt und kulturelle wie symbolische Praxen teilt.

Unter Studierenden der *promotion John Locke* befinden sich nur sehr wenige, die bislang kein Praktikum absolviert oder nach dem Studium nicht schon erste Arbeitserfahrung gesammelt haben. Maria S. hat in Warschau Sprachen und Internationale Beziehungen studiert. Ein Jahr hat sie an der Universität von Aix-en-Provence verbracht. In den Semesterferien hat sie ein Praktikum bei der EU-Delegation in Washington D.C. absolviert. Sie führt in ihrem Lebenslauf an, dass sie im Informationszentrum der UN und als Sprachlehrerin gearbeitet hat. An einer Kampagne der Europäischen Bewegung, die sich an die polnische Öffentlichkeit wendete, wirkte Maria S. während einiger Monate mit.⁴¹ Die Stationen, die Maria S. in ihrer Bewerbung nennt, zeugen von ihrer Mobilität innerhalb Europas und darüber hinaus. Unter ihren Kommilitonen befinden sich viele, die Europäische Kommission, das Europaparlament oder eine Auslandvertretung von innen kennen gelernt haben. So auch Friederike S. aus Österreich, die neben ihrem Politikstudium ein Praktikum in der Generaldirektion für Entwicklung in der EU-Kommission absolviert hat. Sie verbrachte als ERASMUS-

40 FTB vom 19. Februar 2004. Gemeint sind (pauschal imaginierte) Absolventen der Universität St. Gallen, der Universität Witten/Herdecke, der Otto Beisheim School of Management (WHU) in Vallendar sowie der London School of Economics.

41 CoE2003-2004-B236.

Studentin ein Semester in Saragossa und war anschließend bei der Österreichischen Außenhandelsvertretung in Buenos Aires tätig. Bevor sie sich beim Europakolleg bewarb, hat sie in einer Behörde hosi-pitiert.⁴² Friederike S. und Maria S. sind sich am Europakolleg zum ersten Mal persönlich begegnet. Und dennoch: Ihre Erfahrungen als Praktikantin und Studentin gewähren beiden Zugang zu einem neuen und stetig wachsenden sozialen Raum, dessen hervorstechendes Charakteristikum zunächst einmal seine Ortlosigkeit zu sein scheint. Er wird dadurch zusammengehalten, dass sich ein Praktikum in einer EU-Delegation in den USA zwar inhaltlich von der Arbeit in den Brüsseler Kommission unterscheidet, nicht jedoch hinsichtlich des sozialen und kulturellen Milieus und des dort habituell repräsentierten Wissens. Wer in Aix-en-Provence ein Semester mit schwedischen, britischen und griechischen Austauschstudenten verbracht hat, wird in Brüssel oder Buenos Aires oder Washington D.C. über die ähnlichen Arbeitsaufgaben hinaus wenigstens eine Gemeinsamkeit finden mit denjenigen, die unter ganz ähnlichen Rahmenbedingungen eine Zeit ihrer Ausbildung in Saragossa verbracht haben. Maria S. und Friederike S. haben schon vor ihrer Ankunft bei anderer Gelegenheit mit anderen Studierenden am Tisch gesessen und sich über »Typisches« oder »Besonderes« ihres Gastlandes, über ihre einheimischen Kommilitonen und unbekannte universitäre Stile unterhalten. Am Europakolleg, der kleinen EUropäischen Insel auf der großen europäischen Landkarte, treffen Menschen mit zahllosen Erfahrungen dieser Art zusammen, sie sitzen täglich bei Mahlzeiten in Brügge oder Natolin zusammen und entdecken, dass ihre Botschafts-Praktika an fernen Orten, die mit der Diplomatenfamilie in der Sowjetunion oder Afrika verbrachten Schuljahre und andere biographische Stationen in diesem sozialen Kontext nichts »Besonderes« mehr sind, sondern verbindend wirken.

Techniker im Netzwerk der Macht. Zu implizitem Politikverständnis und professioneller Sozialisation der Kollegiaten

Als ich zu meiner Feldforschung an das Europakolleg aufbrach, hatte ich ein vages Bild von den Personen, die ich während der kommenden zehn Monate begleiten und beforschen würde. Ich erwartete, dass ich es nicht nur mit intelligenten und eloquenten Menschen zu tun haben würde, die klare Positionen zu den Problemen und kommenden Schritt-

42 CoE2003-2004-B229.

ten der Europäischen Integration beziehen würden. Vielmehr glaubte ich auch, unter den Studierenden viele engagierte Mitglieder politischer Parteien oder von Gewerkschaften anzutreffen und solche, die in Jugendparlamenten auf regionalem, nationalem oder europäischem Niveau debattiert hatten. Ich ging davon aus, dass die Mehrheit meiner zukünftigen Gesprächspartner in einem Milieu und in Organisationen aktiv wäre, die im engen Sinne als »politisch« gelten. Bereits erste Feldeindrücke lieferten Hinweise darauf, dass dies nicht der Fall war. Doch anstatt dem Urteil außenstehender BeobachterInnen zu folgen, die in den Kollegiaten Vertreter einer »unpolitischen« Generation von Karrieristen sehen, möchte ich das Politikverständnis dieser kritisch Urteilenden in Frage stellen. »Politisches Engagement« scheint in dem Maße schwerer fassbar zu werden, in dem auch politische und gesellschaftliche Macht aus der genuin »politischen« Sphäre der Legislative, Judikative und Exekutive diffundiert und immer häufiger von Wirtschaftsunternehmen, Lobbyverbänden und Stiftungen ausgeübt wird. Ulrich Beck fasst diese Akteure unter dem irreführenden Sammelbegriff der Subpolitik zusammen (Beck 2007: 233f.). Er suggeriert damit, dass die »eigentliche« Politik sich nach wie vor in abgrenzbaren Diskursräumen und Milieus abspiele, und dass quasi unterhalb von ihr Institutionen an politischer Macht gewannen, ohne dass diese demokratisch legitimiert wären. Einen ähnliches Verständnis lassen die Äußerungen der oben erwähnten Kritiker erkennen. Beck steht mithin nicht allein da: Symptomatisch für die Bemühungen, einer diffusen politischen Wirklichkeit mit einem messerscharfen Politikbegriff beizukommen, sind auch die immer wieder unternommenen Versuche innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie, die Konturen einer »Politischen Anthropologie« zu umreißen (siehe bspw. Lewellen 2003, Abélès/Jeudy 1997, Nic Craith 2006) – als könne es so etwas wie eine »Nicht-politische Anthropologie« oder eine »Anthropologie des Nicht-Politischen« geben (vgl. Hess 2005, Shore/Wright 1997a).

Auch der derzeitige Rektor des Europakollegs legt offenbar eine Trennbarkeit von Politik, Wissenschaft und marktwirtschaftlichen Arbeitswelten zugrunde, wenn er das Europakolleg als eine *akademische* und dezidiert nicht Politik betreibende Institution charakterisiert. Für ihn ist die Sphäre »des eigentlich Politischen« klar von »nicht-politischen« Milieus trennbar. Angesichts der neoliberalen Vorzeichen, unter denen sich die politische, wirtschaftliche und kulturelle »Globalisierung« vollzieht, erscheint diese (wahrscheinlich ohnehin schon immer theoretische) Grenzziehung fragwürdig. Doch ganz gleich, ob das Gegenteil postuliert wird: Das Kolleg wird von Außen und auch in der eigenen *community* durchaus als eine »politische« Institution

wahrgenommen. Wir haben es also erstens mit divergierenden Vorstellungen vom Politischen zu tun und zweitens mit einer immer weniger abgrenzbaren Sphäre der Politischen Spuren davon tragen auch die Erfahrungen und Pläne der Studierenden. Die Biographien der von mir Beforschten fordern das herkömmliche Verständnis heraus, nach der Gesellschaften über eine klar konturierten Sektor des »Politischen« verfügen. Welche Wege schlagen sie ein zwischen einem expliziten (oberflächlich als altruistisch geltenden) politischen Engagement einerseits und einer stringenten, von Eigeninteresse geleiteten Karriereplanung in den Sphären der Macht andererseits?

Gleich zu Beginn meiner Feldforschung berichtete mir der Studierendenvertreter des Brügger Campus, dass vor seiner Wahl ein richtiger Wahlkampf um das Amt entbrannt sei. Eine seiner Mitbewerberinnen habe den Posten, der seines Erachtens in erster Linie der Vermittlung zwischen Kollegleitung und Studierenden dienen soll, als ein politisches Amt »missverstanden« und sei mit »lauten Parolen« aufgetreten. Sie habe, so seine Einschätzung, den Willen zur Opposition der Studierenden gegen die Kollegleitung und -verwaltung überschätzt. In Natolin machte ich die Erfahrung, dass explizites und »unmittelbares«, »traditionelles« politisches Engagement im Kollegalltag ungewöhnlich und deshalb erwähnenswert ist. Eine Ehemalige berichtet von einer Kampagne, die sie gemeinsam mit Kommilitonen an polnischen Schulen durchgeführt habe, um Wissen über die Europäische Integration an Schüler zu vermitteln. Sie erinnert die Schulbesuche als aufregende Erlebnisse, bei denen sie ein Gespür dafür entwickelt habe, was politisches Engagement *at grassroot level* bedeutete, und dass dort eine ganz andere Sprache als innerhalb der *College community* oder unter Akademikern gefordert sei. Heute ist sie bei einer Agentur für Politikberatung tätig, die im Auftrag von Versicherungen die politische Agenda der Londoner Regierung beeinflussen soll. Dass nur wenige Absolventen eine Karriere als Parlamentarier anstreben, ist am Europakolleg keineswegs neu. Bereits der erste Rektor des Kollegs stellte Beobachtungen an, die in dieselbe Richtung weisen:

»Disons que nos »anciens« ont pénétré partout: dans les institutions internationales et européennes d'abord, mais aussi dans la vie économique et syndicale, dans les diplomaties nationales où ils sont supérieurement nécessaires, à l'Université et dans le journalisme. Hommes et femmes de convictions différentes et avec tous les tempéraments imaginables. Un seul regret: trop peu se sont engagés dans la politique. Il y en a, comme le Président du parti Socialiste Wallon. Mais je peux les compter sur les doigts d'une main. Souvent, je me suis demandé pourquoi cette lacune. Eux-mêmes m'ont toujours répondu de la même façon: pour agir il fallait s'engager

dans un parti. Or, cela paraissait inintéressant. Pourquoi? La peur de se mouiller? Dans certains cas, oui. Mais, plus généralement, un constat historique: les idéologies partisans avaient perdu leur emprise, alors que les militants continuaient à faire du »comme si«. (Brugmans 1993: 311)

Doch nicht nur das. Selbst die wenigen unter den Kollegabsolventen, die ein Mandat als EU-Parlamentarier innehaben, wenden sich wieder ab – das Europaparlament habe sich als eine Sackgasse erwiesen:

»Helle Thorning-Schmidt, a Danish socialist, and Nick Clegg, a British Liberal Democrat, are widely regarded as two of the brightest young MEPs. Yet both are standing down at the next election, in favour of running for their national parliaments in 2005. Their decisions are the more intriguing because, on paper, both look like model »Europeans« who should unhesitatingly be making their political careers in the EU. Both are graduates of the College of Europe, an elite finishing school for aspiring Eurocrats; both speak several European languages; both have married spouses from another EU country. Even more tellingly both believe that the EU is overwhelmingly a force for good. And yet both have decided that the European Parliament is a political dead end.« (The Economist 2004: 35)

Thorning-Schmidt und Clegg argumentieren, dass ihnen der Generalverdacht, eher aus persönlichem Profitstreben als aufgrund politischer Ideale im EU-Parlament zu sitzen, zu schaffen mache. Zudem bereite ihnen die durch geringe Wahlbeteiligung nur schwache politische Legitimation des EU-Parlaments Unbehagen. Beide hoffen – ihres vom *Economist* attestierten vorbildlichen Europäischen Lebensstils zum Trotz –, in ihren nationalen Parlamenten mehr bewirken zu können – sowohl inhaltlich wie für die eigene Karriere.

Die meisten erfolgreichen Bewerber argumentieren in ihren Motivationsschreiben, dass sie nicht nur am politischen Geschehen interessiert und darüber informiert sind, sondern sich in ihm auch engagieren. Welche Institutionen oder Milieus haben ihr Verständnis von Politik geprägt? Die Lebensläufe nur sehr weniger Studierender verweisen auf Mitgliedschaften in kommunalen, regionalen, nationalen oder in den europäischen Jugendparlamenten. Eine Handvoll Studierender ist Mitglied der Jungen Europäischen Föderalisten (JEF/YEF), einer pro-europäischen Vereinigung, die europaweit existiert und national organisiert ist. Wenige erwähnen Mitgliedschaften in Parteien oder Gewerkschaften. Weitaus häufiger wird die Teilnahme an *debating societies* oder in fachspezifischen Studentenorganisationen wie etwa AIESEC oder der *European Law Students' Association* ELSA genannt, die über nationale Grenzen hinweg Praktikumsplätze finden helfen und Workshops organisieren. Darüber hinaus kann eine ganze Reihe

von BewerberInnen die Teilnahme an Planspielen vorweisen, in denen Studierende Verhandlungen in der Vollversammlung der Vereinten Nationen oder des Europäischen Rates anhand realitätsnaher Themen nachstellen. Ganz ähnlich funktionieren so genannte *moot courts*, an denen einige Rechts-Studierende teilgenommen haben. Gemeinsam ist diesen Plan- oder Simulationsspielen, dass sie durch Universitäten oder Studierende organisiert werden und sich dem entsprechend an einen ausschließlich akademischen Teilnehmerkreis wenden. Sie sind oftmals an der Praxis orientierte Erweiterungen theoretischer Lehrinhalte und somit fakultativer Bestandteil der universitären Ausbildung. Vor allem aber sind sie im Unterschied etwa zu Jugendparlamenten *Spiele* und damit dem »eigentlichen« Alltag ein Stück weit enthoben. Hier werden Rollen temporär vergeben und verkörpert. Auch wenn größtmögliche Authentizität angestrebt wird, bleiben die in den Plenumsitzungen gefällten Entscheidungen doch folgenlos. Zudem ist die Teilnahme auf wenige Wochen oder Monate – selten mehr als ein Semester – beschränkt und unterscheidet sich auch darin prinzipiell von einem Partei- oder von Gewerkschaftsengagement.

Ein zentrales Thema der Bewerbungen und meiner Gespräche mit Studierenden waren die beruflichen Pläne. Wie Anna und Luca haben die meisten Studierenden Praktika absolviert – sei es bei Nichtregierungsorganisationen, in politischen Stiftungen oder Kulturinstitutionen, sei es in Unternehmen, Anwaltskanzleien, bei Industrielobbyisten, in Verwaltungsbehörden, Ministerien oder Botschaften. Diese ersten Berufserfahrungen sind soziale Zusammenhänge, in denen explizit eine professionelle Sozialisation stattfindet, die zugleich das implizite Verständnis politischer Machtkonstellationen und Entscheidungsprozesse beeinflusst. In keiner der von mir ausgewerteten Bewerbungen und keinem Interview gaben die Akteure an, dass sie anstrebten, als Parlamentarier am politischen Prozess mitzuwirken. Die wenigen Studierenden, die sich vor, während oder nach Ende des Studiums als Kandidatinnen der Wahl ins Europa-Parlament oder in ein regionales Parlament stellten oder gestellt hatten, weckten als Ausnahmeerscheinungen besonderes Interesse. Typisch für die Mehrheit der Studierenden war hingegen Rosarios Plan, sich am Europakolleg auf das europäische Wettbewerbsrecht zu spezialisieren. Die Spanierin schreibt in ihrer Bewerbung:

»The task of constructing our new Europe is not the sole responsibility of presidents and legislators. We all have inherited this great job. But to do/accomplish anything of value, knowledge is the key. The College of Europe is renowned as one of the best

academic institutions that educate future citizens of Europe at the same time it highlights and defends these values.«⁴³

Im Anschluss an das Studium möchte sie eine Tätigkeit in der EU-Kommission antreten. Viele ihrer Kommilitonen mit denselben akademischen Interessen streben eine hoch dotierte Stelle in einer der internationalen Anwaltskanzleien an, die Konzernfusionen verhandeln, abwickeln und als Lobbyisten im Auftrag multinationaler Konzerne wettbewerbsrechtliche Probleme in den Brüsseler Diskurs einspeisen. Andere Pläne hat Mihaela Ioana. Sie hat vor ihrem Studium als Journalistin für eine große rumänische Tageszeitung geschrieben und sieht sich in der zukünftige Rolle als Wissensvermittlerin im Dienste der europäischen Einigung: »The readers are a little ›far away‹ from these matters. I think that they do not have as much information as they should [...], and EU represents a very abstract notion.«⁴⁴ Ob sie nun eine wissenschaftliche Karriere, eine Tätigkeit in der Wirtschaft oder Verwaltung anstreben – die Mehrheit der von mir Befragten teilt die Sichtweise Owens aus Irland: »I desire to participate in the future shaping of the European integration project – the College of Europe offers excellent opportunities and a multicultural environment.«⁴⁵

Politische Einflussnahme mittels eines Netzwerks erprobten Studierende auch während der Zeit meiner Feldforschung.⁴⁶ Eine von ihnen war Anne aus Frankreich. Mit *café babel*, einer Online-Zeitung zu europäischen Themen, will sie zur Herstellung einer europäischen Öffentlichkeit beitragen, in der junge Menschen sich austauschen. *Café babel* fragt in auf seiner Website rhetorisch: »You are mobile, young and multilingual? Not yet a babelian?« Die Leserschaft, im Durchschnitt Mitte Dreißig, stammt zu einem knappen Drittel aus Frankreich, zudem an die 20 Prozent ItalienerInnen, etwas mehr als 10 Prozent Deutschen und SpanierInnen. Ebenso viele LeserInnen stammen aus den neuen EU-Mitgliedsländern im Osten, aufgeschlüs-

43 CoE2003-2004-N32.

44 CoE2003-2004-N79.

45 CoE2003-2004-N48.

46 Einige von ihnen befinden sich keineswegs zum ersten Mal in einem sozialen Kontext, in dem Netzwerke explizit geschaffen werden sollen: Eine meiner Gesprächspartnerinnen absolvierte ihre Schulzeit an einem College, an dem an weltweit zehn Standorten ähnlich wie am Europakolleg Schülerinnen und Schüler aus aller Welt gemeinsam unterrichtet werden und gemeinsam in einem Internat leben. Auch dort werden Stipendien vergeben mit dem Ziel, finanzielle Zugangsbarrieren zu senken.

selt wird hier allein Polen mit sechs Prozent.⁴⁷ Die Stimme dieser *eurogénération on the move* wird mithin vorwiegend im Westen gehört. Anne arbeitet bereits im dritten Jahr bei *café babel* mit. Vor ihrem Studienbeginn in Natolin hat sie eine der in diversen europäischen Städten ansässigen meist studentischen Redaktionen geleitet. Sie sei natürlich pro-europäisch, sonst wäre sie nicht hier, erklärt sie, bevor sie auf meine Frage nach ihrem Weg an das Europakolleg antwortet. Ihrer Meinung nach sind die Medien »mächtige Instrumente«, die das politische Klima und die Bevölkerung positiv beeinflussen können – aber bisher gebe es keine genuin europäischen Medien. Sie verstehe nicht, wieso die Sicht der Medien und vieler junger Menschen auf die Europäische Union so negativ sei:

»Wir leben in einer Zeit, in der man so viel Neues machen kann – wie in Frankreich im 19. Jahrhundert – und ich verstehe nicht, warum das öffentliche Leben und die Politik so wenig Interesse wecken. Warum bauen wir nicht alle zusammen unsere Zukunft?«

Mit wöchentlich acht Artikeln zu einem Thema, regelmäßigen Dossiers und seit neuestem auch mit einem Blog soll bei *café babel* eine Analyse über die Darstellung reiner Fakten hinaus erfolgen – »denn Fakten allein«, so Anne, »reichen nicht«. Sie geht bei allem Idealismus, mit dem sie auch einige ihrer Kommilitonen mitgerissen und für ein Engagement bei *café babel* begeistert hat, dennoch pragmatisch an die Schaffung dieser Öffentlichkeit heran: Ihrer Meinung nach biete sich *café babel* in geradezu idealer Weise an, die im Rahmen des Studiums verfassten Texte noch einmal zu verwerten und dort zu publizieren. Neben den im Internet veröffentlichten Artikeln sei es auch das Ziel von *café babel*, die Debatte über EUropa an konkreten Orten zu stimulieren. Mit diesem Ziel findet in Städten, in denen sich Redaktionen gegründet haben, ein Mal im Monat eine Veranstaltung an einem öffentlichen Ort statt. Anne, die die Warschauer Redaktion gegründet hat und dieses Jahr quasi als Korrespondentin aus dem Europakolleg mitarbeitet, räumt ein, dass das wegen des beschränkten Zugangs zum Park Natolin, in dem sich das Kolleg befindet, etwas schwierig sei. Deshalb finden auch nur wenige externe Gäste den Weg zu der am Tag nach unserem Gespräch auf dem Campus stattfindenden Diskussion.

Es geht um die Frage, inwiefern sich durch die in Kürze anstehende EU-Erweiterung der polnische Arbeitsmarkt insbesondere für Frauen verändern werde. Zur Diskussion sind vier ExpertInnen u.a. von der

47 <http://community.cafebabel.com/babel/>, Zugriff am 20. Juli 2007.

Warschauer Universität geladen, die zunächst ihre Standpunkte erläutern. Die Diskussion wird zunehmend hitziger – nicht zuletzt, weil die anwesenden Studierenden nachdrücklich Lösungsansätze einfordern und entwickeln wollen. Die unterschiedlichen Vorschläge der ExpertInnen zur Verringerung der Arbeitslosigkeit in Polen werden kritisiert, teils demontiert, und die Atmosphäre heizt sich auch durch die vielen, teils polemischen Einwürde eines polnischen Mitglieds von *café babel* auf. Einen Weg zur Verbesserung der Möglichkeiten von Frauen (insbesondere Müttern) auf dem polnischen Arbeitsmarkt konnten die DiskutantInnen nicht aufzeigen – doch wenigstens das erwartbar war nach einer Abendveranstaltung von weniger als drei Stunden, so scheint genau dies Frustration zu verursachen. Am darauf folgenden Morgen äußern sich einige Studierende am Frühstückstisch kritisch darüber, dass im Anschluss ausgerechnet Lars von Triers Film »Dancer in the Dark« gezeigt worden war, der ihrer Meinung eine angesichts des Themas irreführende Botschaft beinhaltet.⁴⁸

Erstaunlich fand ich als Beobachterin der Diskussion, wie schnell die Studierenden – nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern auch in vielen anderen Gesprächen – von der Debatte über ein gesellschaftliches Problem zu dessen Lösung schreiten wollten. Eine ausführliche Diskussion, in deren Verlauf kein eindeutiger Handlungsweg entworfen wird, schien vielen Studierenden nicht nur sinnlos vorzukommen, sondern geradezu als frustrierendes Erlebnis und Ärgernis. Diese Haltung trat noch deutlicher im Vergleich mit denjenigen Studierenden zutage, die Erfahrungen in Jugendparlamenten gesammelt hatten. Als diese sich beispielsweise in einer offiziellen Diskussionsrunde über die Einbindung junger Menschen in die EU-Politik zu Wort meldeten, spiegelte ihre Sprache ein implizites Wissen über die Langsamkeit politischer Willensbildungsprozesse wider. Diskussionsergebnisse, die in wenigen Schritten die Lösung des »Problems« skizzierten, strebten sie erst gar nicht an. Sie formulierten allgemeiner und sahen auch in Kompromissen willkommene Lösungen. Am Ende der Debatte über die bessere Einbindung junger Menschen in die politische Willensbildung, zu der der Ausschuss der Regionen anlässlich seines zehnjährigen Jubiläums eingeladen hatte, steht ein »Positionspapier« in perfektem EU-Jargon. Andere Initiativen von Studierenden – die Website VoteMatch, auf der im Vorfeld der Wahlen für das Europäische Parlament 2004 die Positionen der antretenden Parteien anhand von Fragen so aufgeschlüsselt waren, dass der potentielle Wähler in wenigen Schritten »seine« Partei ermitteln konnte, oder ein Vorschlag zum

48 FTB vom 22. April 2004.

Qualitative Majority Voting, mit dem Entscheidungswege in Brüssel nachhaltig vereinfacht werden sollen – stehen ganz im Zeichen des Pragmatismus. Mit dem Idealismus und Enthusiasmus der Studierenden verknüpft ist ihre berechnete Erwartung, sich aus der Menge ihrer Kommilitonen (die auch Konkurrenten sind) herauszuheben und sich professionell zu profilieren. Zugleich steht diese dominierende Haltung den Äußerungen des Rektors entgegen, dass auch die Studierenden selbst ihr Kolleg keineswegs als eine rein *akademische* Institution verstehen.

Für viele Absolventen führt der Weg zu der Teilhabe am politischen Prozess der europäischen Einigung über eine Assistenz bei einem Mitglied des EU-Parlaments. Sébastien Michon hat eine Umfrage unter AssistentInnen von Europa-Parlamentariern durchgeführt und deren Vorkenntnisse, Ausbildung sowie ihre Sicht auf die eigene Position im Brüsseler EU-Machtfeld herausgearbeitet (Michon 2004). Seine InterviewpartnerInnen waren der Meinung, dass etwa 95 Prozent aller AssistentInnen ein Diplom der Sciences Po und/oder des »Collège de Bruges« besäßen – Michon konnte aber in seiner Erhebung keinen Beleg für einen derart hohen Anteil finden. Es scheint sich somit um einen Mythos zu handeln und zeigt, wie stark die *symbolische* Präsenz des Europakollegs ist. Es hat den Anschein, dass die AbsolventInnen des Europakollegs (neben den anderen Ausbildungsstätten wie der Sciences Po oder auch der London School of Economics) in der Imagination ihrer KollegInnen und KonkurrentInnen wesentlich präsenter sind, als dies allein mit Zahlen zu fassen wäre. Sie haben die »idealen« Abschlüsse in dem Sinne, dass sie das von den Arbeitgebern – hier den Europa-Parlamentariern – geforderte *feeling* und eine verbindende *compatibilité d'humeur* haben. Michon entwickelt – angelehnt an den Sprachgebrauch der Assistenten selbst – zwei Webersche Idealtypen, in die sich die AssistentInnen der EU-Parlamentarier einteilen ließen: Zum einen die *technos* – *techniciens* –, die die Assistenz bei einem Europaparlamentarier als den Startpunkt ihrer Karriere betrachten. Für sie stehen die intellektuelle Herausforderung, die Anwendung ihres akademischen Wissens und der Fremdsprachen sowie die Arbeit an ihrem beruflichen Netzwerk im Vordergrund. Die parteipolitische Bindung sei beim *techno*, so Michon, eher gering ausgeprägt, gesellschaftspolitische Fragen hält er oder sie für wichtiger als innenpolitische Debatten, zudem vermeidet es der *techno*, sich parteipolitisch allzu deutlich zu positionieren. Diesem Idealtypus stellt Michon den *militant* entgegen: oftmals schon jahrelang bei einer Partei engagiert, hat sich dieser bei einem Abgeordneten »seiner« Partei – und nur dort – beworben, um das politische Geschäft besser kennen zu lernen und zu-

gleich den Lohn für jahrelanges ehrenamtliches politisches Engagement zu erhalten.

Die Biographien der Studierenden, ihre beruflichen Pläne und professionelle Sozialisation rücken die Mehrheit von ihnen in die Nähe des ersten Idealtypus, dem *techno*. Untermauert wird dies noch durch das für die meisten Studierenden so wichtige Knüpfen von Netzwerken, das vielen als das eigentliche Ziel ihres Studiums gilt. Eine Mitarbeiterin des Kollegs geht davon aus, dass für mehr als die Hälfte der Studierenden das in Aussicht stehende Netzwerk wichtiger sei als die akademischen Inhalte – letztere könne man schließlich auch andersorts erwerben.⁴⁹ Viele Studierende kommen dem entsprechend mit dem Vorsatz an das Europakolleg, sich ein für ihre berufliche Zukunft tragfähiges Kontaktnetz zu schaffen. Andere haben sich dies nicht explizit vorgenommen oder stehen einer antizipierenden Instrumentalisierung von Kontakten, die jegliche alltägliche Kommunikation unter ein besonderes Vorzeichen stellt, zurückhaltend, teils ablehnend gegenüber. Doch auch sie werden von Seiten des Kollegs aufgefordert, auch aus einem einfachen Grund heraus zu ihren Kommilitonen »freundlich« zu sein: Es sei schließlich nicht absehbar, welche Kontakte sich im Laufe eines Berufslebens als notwendig und hilfreich erweisen werden.⁵⁰

Das Herstellen von Netzwerken betrachten die einen vordergründig wenig zweckorientiert als einen »automatischen« Nebeneffekt ihres Studiums, auf den kaum Energie verwandt werden muss, während andere sich damit gezielt berufliche Perspektiven eröffnen wollen. Die individuelle Arbeit am eigenen Kontaktnetzwerk ist ein Modus des Politischen, der am Europakolleg seit seiner Gründung kultiviert wird. Hier studieren nicht diejenigen, die eine Karriere als Parlamentarier anstreben, sondern jene, die als EU-Beamte, als WissenschaftlerIn, als LobbyistInnen von Konzernen, Wirtschaftsverbänden oder zunehmend auch Nichtregierungsorganisationen »nah an der Macht« agieren und auf deren Entscheidungen Einfluss nehmen wollen. Das Europakolleg zieht wachsende Studierendenjahrgänge damit an, dass das Absolventennetzwerk über die Nähe zur Macht verfüge. Die beruflichen Erfahrungen, mit denen die Studierenden an das Europakolleg kommen und ihre extracurricularen Aktivitäten während des Studienjahres prägen, verfestigen und verfeinern eine Rollenperformanz, in der politisches Engagement im weiten Sinne von persönlichen Ambitionen nicht zu trennen ist. Vollkommener Altruismus in sozialem, poli-

49 FTB vom 13. Februar 2004.

50 FTB vom 6. Oktober 2004.

tischem oder sonstigem Engagement ist zumeist eine Fiktion, die individuelles Geltungsstreben, Ehrgeiz und Eitelkeiten negiert. Das Kolleg steht außerhalb dieser moralischen Debatten. Hier *sollen* diese beiden Motivationen – politisches Interesse an *gesellschaftlichen* Problemen und professionelles *Eigeninteresse* – gar nicht getrennt sein, sondern miteinander verschmelzen. Es ist in diesem Milieu kein Tabu, Lobbying in eigener Sache mit Lobbying in Sachfragen zu verschmelzen – ganz im Gegenteil, denn so lässt sich im Brüsseler EU-Milieu punkten. Lobbying in eigener Sache ist unumgänglich, um einen der begehrten Praktikumsplätze in der Kommission zu ergattern. Zunächst werden die in Betracht kommenden Kandidaten im so genannten »Blauen Buch« aufgelistet. Die Kandidaten können dann entweder abwarten, ob sie aus dieser Liste »erwählt« werden, oder selbst aktiv werden. Dass dieser Weg der erfolversprechendere ist, leuchtet ein – vom nahe gelegenen Brügge aus oder mit dem symbolischen Kapital einer e-Mail-Adresse des Kollegs lässt sich dies zum einen leichter umsetzen. Zum anderen erweist sich schon hier die *community* der Studierenden als Informationsbörse und Hilfestellung beim Antichambrieren.

Am Ende des Studiums gilt es nicht allein, die Prüfungen zu bestehen. Auch freundschaftliche oder zumindest freundliche Kontakte mit vielen anderen Studierenden weisen den erfolgreichen Absolventen aus. Diejenigen unter den Studierenden, die sich auf das Akademische konzentrieren und das soziale Miteinander vollkommen meiden, werden sehr genau registriert. Wenn sie sich nicht rechtfertigen müssen – sei es auch nur im scheinbaren Scherz – wird über sie doch so gesprochen, als hätten sie den »wahren Sinn« des Studienjahres nicht verstanden. Auch hierin besteht eine subtile und unausgesprochene Praxis der sozialen Distinktion. Netzwerke zu knüpfen ist integraler Bestandteil des Studiums. Dazu gehört u. a. ein spezifisches Auftreten, das sich auch Roberto F. angeeignet hat:

»After finishing the College, I felt justified to call myself an *expert*. Another thing I learned in Bruges – and not before, because then I was somehow shy... I learned to go and contact people, and to tell them: ›Here I am, I have these and these qualifications!‹ That's how things go about. I mean, there are people studying at the College who start looking for a job from the very beginning... well, of course, this is what it is all about...«⁵¹

Auf Menschen – also auch in der Zukunft womöglich professionell wichtige Kontaktpersonen – zuzugehen, ist integraler Bestandteil des

51 FTB vom 7. Oktober 2004.

Habitus und der Performanz der idealen Absolventin und langfristig natürlich ein wichtiger Beitrag dazu, dass das Europakolleg seinen Ruf als Schmiede eines europäischen Netzwerkes nicht verliert. Innerhalb der *College community* gilt ein weitläufig gestricktes Netzwerk als Ausdruck eines europäischen Lebensstils⁵². Im EU-Milieu lässt sich dieses symbolische und soziale Kapital in ökonomisches Umwandeln. Roberto, mittlerweile bei der Kommission tätig, erinnert sich an ein Vorstellungsgespräch:

»I once had an interview with someone from a consultancy... I am not going to name which one that was... (smiles) and he was an *ancien* as well. And during the interview he told me why it was so good to employ someone from the College: ›We know that when you're here for four months, you do already have a *Hinterland*‹ – that's how he called it, and what he meant were these relationships you have on a personal, not only on a professional level.«⁵³

Das Europakolleg zieht vorwiegend junge Menschen an, die den Wert eines professionellen »Hinterlands« erkannt haben und das einjährige Studium nutzen wollen, ihr persönliches Netzwerk auszuweiten. Die offizielle Aufforderung, dies zu tun, entmystifiziert die für Außenstehende oftmals unsichtbaren sozialen Strategien, mit denen Menschen Netzwerke knüpfen. Es ist ein scheinbares Paradox: Das Europakolleg schafft zunächst Transparenz im sozialen Milieu der Studierenden, in dem es die Bedeutung des Netzwerkes betont. Diese Transparenz *muss* aber mit Ende des Studiums und Eintreten in das professionelle EU-Milieu enden, um den exklusiven Charakter des Netzwerkes zu erhalten, der eine Bedingung seines Funktionierens ist. Zugleich generiert die nach Außen demonstrierte Existenz eines vermeintlich großen Netzwerkes ganz unabhängig von seiner alltäglichen »Ausnutzung« symbolisches Kapital, das im EU-Machtfeld besonders hoch im Kurs steht.

Die professionelle Sozialisierung, welche die Studierenden vor Beginn ihres Kollegstudiums durchlaufen haben, hat vielen von ihnen Einblick in die Überlappung gesellschaftlicher Machtsphären gegeben. Für sie liegen die Orte politischer Machtausübung und Einflussnahme nicht allein in den staatlichen Institutionen, Parteien oder Gewerkschaften, sondern auch in der Wirtschaft, der Wissenschaft, bei diversen kommerziellen und nicht kommerziellen Lobbyisten. In einer derart diffusen Konstellation, in der gesellschaftlich relevante Entscheidungen durch das widersprüchliche Miteinander und subtilen Einflüs-

52 Vgl. dazu das Kapitel über ERASMUS.

53 FTB vom 7. Oktober 2004.

terungen diverser Interessenvertreter beeinflusst werden, steigt der Wert funktionierender Netzwerke exponentiell. Deshalb ist die individuelle Arbeit am Netzwerk ein Modus des Politischen. In der professionellen Rolle und alltäglichen Performanz der KollegiatInnen verbinden sich das professionelle Eigeninteresse der Studierenden mit dem idealtypischen Habitus des Netzwerkers.

»Respect the deadline!« Vom Umgang mit Zeit und dem Impetus der Dringlichkeit

»In the European Commission, people like working with a sense of urgency. This organization seems to perform a better job when short-term objectives are targeted. The verb ›to finalize‹ is often in the official repertoire. Whether it be a file, a meeting, or a negotiation, what really matters is to finish in due time. Action must be taken. Going forward without looking behind is how the European Community has been built. In quiet times, the atmosphere becomes darker. In such times one can observe the flow of uncertainty and anxiety, due in part to the absence of the strong supports and referents, such as the state's rules and structures of government, which bolster national civil servants.« (Abélès 2000)

Dass es mit der Zeit nicht nur im Milieu der Europäischen Kommission, dem Forschungsfeld Marc Abélès', sondern auch am Europakolleg etwas auf sich hat, wurde mir gleich zu Beginn meiner Feldforschungsaufenthalte in Brügge und Natolin vor Augen geführt. Wen immer ich unter den Studierenden ansprach, um einen Interviewtermin »in den nächsten Tagen« zu vereinbaren – stets erhielt ich die Antwort, dass mein Gegenüber gern zu einem Interview bereit wäre, sie oder er aber wenig Zeit habe und wir »kurzfristig« den genauen Zeitpunkt unseres Treffens verabreden sollten. Sonja H. lachte mich laut aus, als ich ihr einen Termin zwei oder drei Tage später vorschlug: Sie treffe sich sehr gern mit mir und gebe mir Auskunft, aber sie könne doch *jetzt* noch nicht absehen, ob sie an jenen Tagen Zeit haben werde oder nicht. Sowohl in Brügge als auch in Natolin erwies es sich als wesentlich einfacher, Interviewtermine für denselben oder spätestens folgenden Tag während einer Mahlzeit zu vereinbaren oder gleich anschließend sitzen zu bleiben, um umringt von Geschirrkloppern und Gesprächsfetzen ein Interview anzubahnen.

Sonja H. war es auch, die einige Monate später, gegen Ende des Studienjahres, über ihre Anspannung während der Prüfungsphase sprach und ihren Erfahrungen von Stress einen positiven Dreh geben wollte: Immerhin habe sie jetzt erfahren, wie viel man eigentlich in-

nerhalb kürzester Zeit schaffen könne, wenn die Abgabefrist einzuhalten sei. Was sie in wenigen Wochen geschrieben habe, hatte sie vorher nicht für möglich gehalten. Und sie habe es sogar geschafft, die Arbeit rechtzeitig einzureichen.

Ihre Schilderungen und die zahlreichen vorgegebenen Markierungen im Tagesablauf warfen die Frage auf, ob am Europakolleg eine besondere »Zeitlichkeit«, ein spezifisches Zeitregime entsteht und in der Konsequenz der individuelle Umgang mit Zeit eine milieuspezifische Form der Vergemeinschaftung nach sich zieht.⁵⁴ Die festgelegten Essenszeiten, die in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen stattfindenden Abendveranstaltungen, weithin hörbare Glockenschläge des Brügger Belforts und das Sicherheitspersonal, welches in gleich bleibenden Zeitabständen die Umzäunung des Natoliner Parks abschritt, schienen heterogene, doch einschlägige Indizien zu liefern. In der sozialen Abgeschiedenheit, in welcher der Kollegalltag stattfindet, verliert die scheinbar objektive »Uhrenzeit« an Relevanz (vgl. Adam 2005). Bedeutsam und sozial wirksam werden vielmehr das intersubjektive, konstruierte Zeitbewusstsein und der individuelle Umgang mit vorgegebenen Zeitstrukturen und -rhythmen (vgl. dazu auch Sommer 1990).

Die Zeitnot, in die Sonja H. in den Prüfungsphasen vor Weihnachten und im Frühling ebenso geriet wie ihre Kommilitonen, war logische Folge der Menge an schriftlichen Aufgaben, Gruppenarbeiten und Präsentationen, die die Studierenden für ihre Kurse vorzubereiten haben. Die Menge der an die Studierenden herangetragenen Aufgaben hat System:

»Es gibt jedes Jahr ein bis zwei Fälle, die psychologischer Betreuung bedürfen... Die konstante Überforderung ist aber natürlich auch ein wichtiger Lehrinhalt. Wir gehen ja schon bei dem Entwurf der Kurse davon aus, dass die Studierenden nicht mehr als 60 Prozent der Arbeitslast bewältigen können.«⁵⁵

Der Leistungsdruck, der demnach in erster Linie ein Zeitdruck ist, wurde noch gesteigert durch das von Studienbeginn an omnipräsente Mantra »Respect the deadline!«. Dieser Leitsatz, der das Europakolleg ein weiteres Mal wie ein Prolog der von Abélès beschriebenen Kommissionskultur erscheinen lässt, wird den neuen Studierenden in Tutorien und bei anderen Gelegenheiten nahe gebracht und auch in Zeiten konkurrierender Abgabefristen und herannahender Prüfungen betont.

⁵⁴ Es sei wiederum betont, dass auch andere Institutionen wie bspw. die Universitäten in Oxbridge, die *ENA* oder die *ivy league* dies ausprägen.

⁵⁵ FTB vom 7. Februar 2004.

Ein Argument für diese Anforderung sind logistische und organisatorische Rahmenbedingungen, zudem spielt der Aspekt der Fairness eine wichtige Rolle. Kein(e) KandidatIn soll mehr oder weniger Zeit zur Bewältigung der Aufgaben zur Verfügung haben als ein anderer. Doch der zentrale Aspekt des »Mantras« ist die Disziplinierung (vgl. Elias 1997: 348f., Simsa 1996: 65ff.)⁵⁶. Ganz ähnlich wie in einer allgemeinbildenden Schule wird die Vielzahl sozialer und individueller Zeiten und Zeitwahrnehmungen durch Stundenpläne und Abgabefristen in eine kollektive rhythmische Struktur gefasst:

»[Der Stundenplan] unterwirft alle Beteiligten einer regelmäßigen Routine, innerhalb der die sorgsam geplanten Abläufe des Unterrichtens und Lernens, der Prüfungen und Beurteilungen, der Organisation und Verwaltung [...] in einer geordneten vorhersagbaren Weise vonstatten gehen. Er bestimmt die Choreographie der massenhaften Bewegungen.« (Adam 2005: 91f.)

Während der tägliche Rhythmus in Schulen »Teil einer sich wöchentlich wiederholenden [...] festgelegten Abfolge von Fächern« ist und »[b]eide Sequenzen [...] ihrerseits wieder in übergeordnete variierende Zyklen eingebettet« sind, verhält sich dies am Europakolleg anders. Gegen Ende der Woche wandern die Blicke der Studierenden im Hinausgehen immer wieder an die Anschlagtafel im Foyer des Brügger Hauptgebäudes, wo die Stundenpläne aller drei Fachbereiche für die nächste Woche ausgehängt werden.⁵⁷ Kurzfristige Änderungen werden verursacht durch Terminschwierigkeiten des *flying staff*, jener GastdozentInnen, die zu Kompaktseminaren an das Europakolleg anreisen. In der Folge müssen die Studierenden sich an »flexible Tempodynamiken« (Kaschuba 2004: 244) gewöhnen und ihre individuelle Zeitplanung kurzfristig daran anpassen.

Den Studierenden wird der Zusammenhang zwischen Zeitdisposition und Macht praktisch vor Augen geführt, wie der Bericht von Sonja H. zeigt. Gleich in der Eröffnungszeremonie des Studienjahres sei ihr

56 Norbert Elias sieht in der Etablierung einer zeitlichen Disziplin eine zentrale Dimension des Zivilisationsprozesses: »Hier wie dort erfordert die [Fülle von Handlungen] eine ganz genaue Einteilung der Lebenszeit, sie gewöhnt an eine Unterordnung der augenblicklichen Neigungen unter die Notwendigkeiten der weitreichenden Interdependenz; sie trainiert zu einer Ausschaltung aller Schwankungen im Verhalten und zu einem beständigen Selbstzwang.« Elias 1997: 348ff.

57 Diese werden den Studierenden zudem über das kolleginterne Intranet zugänglich gemacht und per e-Mail versandt.

und ihren Kommilitonen erläutert worden, dass der *flying staff* keineswegs aus finanziellen Gründen ihre Zeit dem Europakolleg zur Verfügung stellten. Ganz im Gegenteil: Das Honorar sei so bescheiden, dass allein der gute Ruf und die engagierten Studierenden die Dozenten dazu bewögen, neben ihrem Beruf in Wissenschaft, Politik oder Wirtschaft überhaupt am Kolleg zu unterrichten. Dem entsprechend werde von den Studierenden erwartet, pünktlich zum Unterricht zu erscheinen und unvermeidliche kurzfristige Verschiebungen der Unterrichtstermine in Kauf zu nehmen. Durch die sich wöchentlich ändernden Stundenpläne wird deutlicher als in anderen Bildungsinstitutionen, dass die Zeit der Dozenten »schwerer wiegt« als die der Studierenden. Erstere »schenken Zeit«, die Letztere tunlichst ausnutzen sollten, und deshalb müssen individuelle Zeitpläne und Tagesstrukturen zurückstehen: Die »Eigenzeiten der Beteiligten« werden koordiniert und verschmelzen zu einer »kollektiven Temporalität, [die] sich aus gemeinsamen Interaktions- und Kommunikationsmustern, kollektivem Wissen und allgemeinen Erwartungen« konstruiert (Adam 2005: 97f.).

Auch außerhalb des Unterrichts spielt Zeit eine gewichtige Rolle im sozialen Miteinander. Die Ausbildung am Europakolleg hat erklärtermaßen auch das Ziel, die Studierenden unter Zeitdruck dazu zu bringen, Prioritäten zu setzen und zu lernen, das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen. Das Arbeitspensum sei schlichtweg nicht zu hundert Prozent zu bewältigen, gestehen auch die leitenden Professoren ein. Dass »Arbeit in der Wissensgesellschaft [...] die Eigenschaft [hat], nie ganz getan zu sein« (Hessler/Lenhart 2001: 18), wird Sonja H. nicht allein anhand der Bücherstapel auf ihrem Schreibtisch oder der Liste herannahender Abgabefristen deutlich. Sie erfährt es auch täglich am Frühstück-, Mittags- oder Abendbrottisch, wenn darüber gesprochen wird, wer gestern wie lange in der Bibliothek gearbeitet hat. Licht, das spätabends unter Türschlitzen auf die Wohnheimskorridore fällt und die leisen Geräusche hektischer Anspannung, die während der Nächte vor wichtigen Abgabeterminen aus den meisten Zimmern ihres Wohnheims dringen, fordern sie immer wieder aufs Neue zur Auseinandersetzung mit der Frage hinaus, ob sie *wirklich* fertig sei mit ihrer Arbeit und sich Freizeit oder Schlaf gönnen dürfe.

Sie gehört nicht zu der Gruppe derjenigen, für die Sonntag der beste Tag der Woche ist, »weil man da endlich mal in Ruhe arbeiten kann«⁵⁸. Vielmehr stöhnte sie nach Ende der ersten Prüfungsphase, dass sie sich wie ein Hamster im Laufrad vorkäme: das Arbeitstempo

58 FTB vom 15. Februar 2004.

sei hoch und alle paar Tage müsse sie etwas Schriftliches abgeben oder eine Gruppenarbeit präsentieren – doch es bleibe dabei kaum Zeit, interessante Themen zu vertiefen, denn schon nahe wieder die nächste *deadline*, die einzuhalten sei.

Die gemeinsame Erfahrung von Termindruck und Zeitnot, die Phasen der Hektik oder (seltener) »Leerlauf« beim Warten auf einen Dozenten sind Formen der Vergemeinschaftung. Diese Gruppenprozesse erinnern auch Absolventen früherer Jahrgänge als prägend: »Entweder hat man trotz Hektik und Leistungsdruck zu schwimmen gelernt oder man ist untergegangen.«⁵⁹ Das sei allen so gegangen, und der monatelange Schlafmangel sei ihr nachhaltig in Erinnerung, schildert eine Ehemalige, die heute in der EU-Kommission tätig ist. Der Gemeinschaft stiftende Effekt des kollektiven Stresses tritt in Kraft, obgleich oder wahrscheinlich gerade weil (kollektiv) geflucht wird, wenn die Essenszeiten sich nicht mit dem Ablauf eines Seminars abstimmen lassen und der halb leer gegessene Teller hektisch stehengelassen werden muss, um rechtzeitig wieder im Hörsaal zu sitzen.

Die Erfahrung »sozialer Beschleunigung« (Rosa 2005: 122), die durch die Verdichtung von Handlungen pro Zeiteinheit und die immer wieder angeheizte Atmosphäre der Zeitknappheit am heutigen Europakolleg erzeugt wird, erweist sich als mehrdimensional. Sie steht im Einklang mit einem postfordistischen, neoliberalen (Selbst-)Ausbeutungsdispositiv, nach dem der Mensch »Spaß an seiner Arbeit zu haben« hat. »[U]nd weil der Mensch an sich gerne Spaß hat, will er möglichst viel davon, ergo *will* er viel arbeiten.« (Hessler/Lenhart 2001: 18) Die sarkastische Formulierung entbehrt nicht der Realität, auch am Europakolleg thematisierte die Mehrheit meiner Interviewpartner, wie viel Spaß ihnen die Ausbildung trotz der Phasen von Überlastung mache und dass sie unter Zeitdruck erst gemerkt haben, wie leistungsfähig sie seien. Der demonstrativ aufwendige Konsum von Zeit zu Zwecken der Arbeit legt den vorläufigen Schluss nahe, dass Arbeitszeit und Zeitdruck einen Distinktionswert besitzen.

Die Vermutung bestätigte sich regelmäßig bei Verabredungen zu Interviews. Nicht nur auf die Dozenten, sondern auch auf viele Studierenden musste ich mal kürzer, mal länger warten. Dieses Verhalten war einerseits vollkommen erwartbar, denn schließlich war ich als Interviewende diejenige, die um das Gespräch gebeten hatte. Andererseits warf die Ähnlichkeit, mit der die Studierenden ihre Verspätung erklärten, ein Licht darauf, dass Zeitknappheit ein Statussymbol ist. Sie hätten »nur noch schnell« etwas Wichtiges erledigen müssen, er-

59 FTB vom 19. Februar 2004.

klärten sie unisono. Auch wenn die Studierenden meist aus der Bibliothek kamen oder ich mich in Wohnheimen mit ihnen traf, begegnete mir doch immer wieder der Habitus »des unentbehrlichen ‚Machers‘, [der] selbst die Freizeit hektisch nutzen und genießen« muss (Kaschuba 2004: 246). So führte ich einige Interviews um 22 Uhr, wenn auch die letzte Vorlesung zu Ende gegangen war – Verabredungen zu dieser Zeit bildeten kaum die Ausnahme unter den Studierenden. Einige von ihnen verabschiedeten sich nach Ende unseres Gesprächs mit dem Hinweis, dass sie jetzt noch etwas vorbereiten müssten für den morgigen Kurs. In diesem Sinne muss wohl Abélès' Eingangszitat verstanden werden: Die Studierenden »mögen« es ebenso wie Kommissionsbeamte, unter Zeitdruck zu arbeiten. Aus der Dringlichkeit, die auch dem sozialen Umfeld vermittelt wird, entsteht die (Selbst- und erhoffte Fremd-)Wahrnehmung der Wichtigkeit der eigenen Arbeit (vgl. auch Bourdieu 2004: 112). Ein enges Zeitbudget wird so für ein transnationales, potentiell elitäres Milieu im 21. Jahrhundert zu einem habitualisierten Statussymbol. Die noch neue Koppelung von frei disponierbarer Zeit, die gerade dadurch zu einem knappen Gut zu werden scheint, und sozialem beziehungsweise symbolischem Kapital unterscheidet sich fundamental von den Gegebenheiten des Industriezeitalters und der westlichen »Moderne«. Für letztere waren gesellschaftliche relativ verbindliche Arbeitszeiten und eine kollektive Taktung gesellschaftlichen Lebens in aktive und Ruhezeiten bezeichnend. Was sich auch am Europakolleg beobachten lässt, ist eine abnehmende Bedeutung »kollektiver Zeit«. Stattdessen befindet sich das selbstunternehmerische Ich in ständiger Aktions- und Aufnahmebereitschaft und muss sich in seiner »individuell verfügbaren Zeit« Ruhezeiten schaffen, in denen es sich von allzeit verfügbaren Informationsströmen und dem Regime der fortwährenden Aktivität abkoppelt. Dies erscheint umso schwerer, da im sozialen Umfeld immer irgendjemand just diese Zeit zum Arbeiten nutzt.

Natürlich ist den Studierenden das gruppendynamische Element, dass die Zeitknappheit zu sozialem Stress werden lässt, durchaus bewusst. Doch auch wenn man sich wie Sonja H. entziehen will, indem man an Wochenenden Freunde außerhalb des Kollegs besucht (und im Zug aufatmende und plötzlich entspannt wirkende KommilitonInnen mit demselben Plan trifft) oder gar den Umgang mit einigen Mitstudierenden meidet, die durch panische Nachfragen oder ängstliche Blicke die Hektik noch steigern: Selbst dann scheint es unmöglich, sich dem kolleginternen Zeitregime zu entziehen. Einige Studierende mit weniger robusten Abwehrmechanismen entwickeln Essstörungen – davon berichteten mir eine ganze Reihe meiner Gesprächspart-

nerInnen. Andere ziehen sich vollkommen zurück oder verlassen gar den Campus, um ihre Abschlussarbeit an einem anderen – ruhigeren – Ort zu schreiben. Nicht nur diese Probleme, sondern auch die Verwendung Leistung steigernder oder wach haltender Medikamente in den Prüfungszeiträumen lassen Parallelen zum Alltag amerikanischer Campus-Universitäten erkennen (vgl. Schröder 2006).

Der Alltag am Europakolleg folgt einem klaren Takt, der vergemeinschaftend und kontrollierend zugleich wirkt. Dass der Frühstückssaal wochentags zwischen sieben und acht Uhr öffnet und etwa eine Stunde später wieder schließt, fand Sonja H. ebenso akzeptabel wie die Zeiten, zu denen die Kantine mittags und abends geöffnet ist. Am Wochenende verabreden sich viele Studierende zur Gruppenarbeit oder zum (heimlichen) gemeinsamen Kochen auf unter der Woche versteckten Elektrokochplatten. So geben sie auch dem sonst wenig strukturierten Sonntag einen Takt. Einer meiner spanischen GesprächspartnerInnen empörte sich im Unterschied zu Sonja H. allerdings darüber, denn die Essenszeiten, die zudem auf kaum mehr als eineinhalb Stunden angesetzt sind, entsprächen seinem Tagesrhythmus und dem seiner südeuropäischen MitstudentInnen in keiner Weise. Um sich von diesem vorgegebenen Tagesablauf und vor allem dem seiner Meinung nach zu früh angesetzten Frühstück zu befreien, habe er – trotz fehlender Küche und Kochgelegenheit – Vorräte angelegt und so »eigene« Zeit »zurück erobert«.⁶⁰ Er sprach sich für eine Flexibilisierung dieser Eckpfeiler in der kolleginternen Tagesstruktur aus, wenngleich er eine geringe Wahrscheinlichkeit sah, dass dies in naher Zukunft geschehen werde. Dass an den Essenszeiten von Seiten der Kollegleitung bislang festgehalten wird, lässt sich auf die Funktion der Kantine als sozialem Ort und des durch Essenszeiten strukturierten Studenttags zurückführen. Seit den ersten Jahren, als die Speisen noch serviert und gemeinsam mit den Professoren eingenommen wurden, sind diese fest in die Tradition des Kollegs eingebunden. Darüber hinaus erfüllen vorgegebene Zeitstrukturen, denen sich ohne weiteres niemand entziehen kann, eine wichtige soziale Kontrollfunktion über die Körper der Studierenden. Die Vergemeinschaftung vollzieht sich in einer von der Institution vorgegebenen Form.

Dass es über die »offiziellen« Zeitmarkierungen des Unterrichts und der Mahlzeiten hinaus auch das Bedürfnis regelmäßig miteinander verbrachter Zeit gibt, zeigen die Fußballturniere und der Debattierklub ebenso wie der Chor, die donnerstags von Studierenden im Wohnheim *Gouden Hand* betriebene Kellerbar und andere Initiativen. Mit Hin-

60 FTB vom 12. Juni 2004 .

blick auf den individuellen und sozialen Umgang mit Zeit gewinnt auch die katholische Messe an Interesse, die am Sonntagabend von knapp zehn Prozent der Brügger Studierenden besucht wird. Gemeinsam folgen sie der Liturgie und anschließend der Einladung des Priesters auf ein Glas Portwein. Als ich eine der Messen gemeinsam mit einem belgischen Studenten verließ, beschrieb er mir, wie wichtig die Sonntagabende für ihn seien. Hier finde er im Unterschied zum hektischen Kollegalltag die Ruhe, um durchzuatmen und auf die vergangene und die kommende Woche zu blicken. Unter der Woche falle es ihm manchmal schwer, den Überblick zu wahren dafür, was wesentlich und was unwichtig sei. Hier hingegen, wenn der den Ritualen der katholischen Kirche folge, wie die anderen Teilnehmer der Messe in den Gesang einstimme, sich hinsetze und wieder aufstehe und der Predigt lausche, dann könne er »abschalten« und der durch das Arbeitstempo entstandene Druck falle von ihm ab.

Der spezifische Rhythmus des Kollegalltags und die Nutzung und Wahrnehmung individueller und sozialer Zeitstrukturen wird ganz unterschiedlich als Herausforderung wahrgenommen. Gerade darin, sich den vorgegebenen kollektiven Abläufen zu entziehen, erkennen manche Interviewpartner wie hier Giampiero P. die wahre Herausforderung:

»Man muss sehr diszipliniert sein, um hier noch die Zeit zum Lernen zu finden neben dem Unterricht und bei all den Parties. Um so schnell wie möglich mit meiner *thesis* [der schriftlichen Abschlussarbeit] fertig zu werden, gehe ich auch nicht zur deutsch-französischen Party am Freitag. Man muss wirklich diszipliniert sein, um Zeit zum Lernen zu finden – das ist bei den vielen sozialen Aktivitäten gar nicht so einfach.«⁶¹

Die Studierenden selbst unterwerfen sich dem *Zeitregime*, sie (re-) produzieren es zugleich aber auch und verschärfen seine soziale Wirksamkeit, indem sie zum Beispiel die Inanspruchnahme individueller Zeit – etwa wenn eine(r) der Studierenden nicht an einer gemeinsamen Veranstaltung teilnimmt – sanktionieren. So muss Giampiero P. nicht nur Energie aufbringen, um sich dem Sog der Vergemeinschaftungsrituale zu entziehen – er muss auch damit rechnen, sich anschließend für sein Fernbleiben von der deutsch-französischen Party zu rechtfertigen. Denn nicht nur die »offizielle« Studienstruktur verlangt Anwesenheit und einen gewissen Grad der Unterwerfung, sondern auch die teilweise konkurrierenden Rhythmen der Parties und so-

61 FTB vom 26. Februar 2004.

zialen *events* fordern dies. Das Zeitregime scheint paradoxe Folgen zu haben – den Verlust des Zeitgefühls:

»Everything is a bit too regulated here... I'm lacking a bit of freedom here. And it's not easy to move from here... with fixed times for meals and so on. It feels like being at a boarding school without being able to go home during the weekends. But I'm 25 and sometimes it's a bit hard to live like this at this age... The whole life is inside, and even during the weekends you stay here, sometimes you do not even know which day of the week it is – you completely lose the notion of time.«⁶²

Die starke Betonung wiederkehrender zeitlicher Strukturen, die den Akteuren wenige eigenständige Entscheidungen über die Verwendung der eigenen Zeit abverlangen oder möglich machen, scheinen verbunden mit Zeitdruck – »Respect the deadline!« – und dem immergleichen sozialen und räumlichen Umfeld zu einem *Verlust* von Zeitempfinden zu führen. Dieser vorgebliche Zeitverlust ermöglicht es, sich innerhalb der *College community* und später im EU-Milieu als besonders belastbar und durchhaltewillig darzustellen. Der routinierte Umgang mit Dringlichkeit weist die Akteure (nicht nur, aber auch) als professionelle EUropäer aus, die ihre »Mission« – die Europäische Integration – ernst nehmen und andere (private) Interessen zurückzustellen bereit sind. Traditionelle kollektive Zeitrhythmen, in denen so etwas wie ein »Feierabend« existiert, treten hier ähnlich wie in anderen Elite-Institutionen in den Hintergrund, gearbeitet werden kann schließlich eigentlich immer. Eine Absolventin des Kollegs erinnerte sich daran, dass »Sonntag immer dann war, wenn die Kantine zu war«⁶³.

EUropa darstellen: Von Entkörperlichung und studentischer Performanz

Die Hinwendung zum Körper, zu Körperpraxen und der Disziplinierung des Körpers als einem Ort sozialer und kultureller Machtaus handlung ist einer der großen Perspektivenwechsel bzw. -erweiterungen der letzten Jahre in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Die Konjunktur des Körpers hat eine Flut von Literatur nach sich gezogen. Bezeichnenderweise äußern sich SozialwissenschaftlerInnen jedoch nur sehr vereinzelt zu den alltäglichen körperlichen, performativen Aspekten akademischer Ausbildung. Auch in der Kultur- und Sozial-

62 FTB vom 22. April 2004.

63 FTB vom 17. Februar 2004.

anthropologie scheint eine gewisse Scheu davor zu bestehen, den Alltag an Universitäten und Schulen überhaupt in den Blick zu nehmen und dabei Aspekte von Körperlichkeit genauer zu untersuchen. Fast könnte man meinen, dass hier trotz der Wegbereitung von Michel Foucault, Barbara Duden, Judith Butler, Donna Haraway oder der Studien Pierre Bourdieus noch immer Drew Leders Diagnose Gültigkeit hat:

»While in one sense the body is the most abiding and inescapable presence on our lives, it is also essentially characterised by absence. That is, one's own body is rarely the thematic object of experience. When reading a book or lost in thought, my own bodily state may be the farthest thing from my awareness... the body, as a round of experience... tends to recede from direct experience.« (Leder 1990: 10)

Doch mangelt es an Konzepten oder gar einem Vokabular, sich den menschlichen Körpern in Bildungsinstitutionen wie Universitäten oder Colleges anzunähern? Ich meine nein. Vielmehr gehe ich davon aus, dass im institutionellen Umfeld von Bildung und Wissenschaft massiv am Verschwinden der in diesen sozialen Kontexten sich bewegenden Körper gearbeitet wird. Man könnte darin gar einen zentralen Aspekt der Ausbildung sehen. Es geht also um mehr als nur den Blick von SozialwissenschaftlerInnen auf die sozialen Praxen und kulturellen Muster, die ihren eigenen Alltag, ihre Lebenswelt und damit letztlich auch ihre eigenen Körper konstituieren.

Mary Douglas befand:

»Je komplexer das Sozialsystem ist, desto mehr sind die in ihm geltenden Regeln für das körperliche Verhalten darauf angelegt, den Eindruck zu erwecken, dass der Verkehr zwischen Menschen [...] ein Verkehr zwischen körperlosen Geistern ist.« (Douglas 1974: 110)

In diesem Sinne müssen Bildungsinstitutionen als komplexe Sozialsysteme gelten. Auch beim Europakolleg handelt es sich wie bei einer Universität um ein »eloquentes Feld«, und darüber hinaus auch um ein in sich relativ geschlossenes, »totales« institutionelles Gefüge (vgl. Goffman 1961). Welche sozialen Mechanismen und kulturellen Imaginationen stehen hier hinter der vordergründigen »Entkörperlichung«? Welche kulturellen Techniken setzen die Akteure dabei ein? Vor allem aber: Wie und wozu setzen Studierende ihren nur bei oberflächlicher Betrachtung irrelevanten, tatsächlich aber für ihre Selbst- und Fremdwahrnehmung ausschlaggebenden Körper ein?

Das Auswahlinterview, welches jede Bewerberin und jeder Bewerber durchläuft, bildet den Prolog des Studiums und zeigt, dass eine

ganz spezifische körperliche Ausstrahlung und Rolle, eine *europäische Performanz* gefordert wird.⁶⁴ Hannah berichtet, dass sie bei Betreten des Raumes, in dem das Auswahlgespräch stattfand, schockiert gewesen sei: Ihr saßen »15 bis 20 Personen« in einem Halbrund gegenüber. Sie erinnert sich, dass darunter drei oder vier Professoren waren sowie Vertreter der Sponsoren und Stipendienggeber, die ihres Wissens über die Verteilung der Stipendien mitentschieden.⁶⁵ Bei einem Abendessen in der Kantine des Europakollegs dreht sich das Gespräch ein weiteres Mal um die Auswahlinterviews. Auch wenn meine Anwesenheit sicherlich dieses Gesprächsthema provoziert hat, beteiligen sich alle Studierenden am Tisch aktiv, beinahe leidenschaftlich daran. Sie berichteten von ihren Erfahrungen im Stil einer Gruselgeschichte, die bei den ZuhörerInnen eine Mischung aus Gelächter und Empörung hervorruft – und aller Wahrscheinlichkeit auch den wohligen Schauer, diese Situation erfolgreich überstanden zu haben. Hannah ist der Ansicht, dass bei den Interviews in erster Linie ein bestimmter Typus gesucht wird und denkt, dass es viel stärker auf die von ihr dargestellte Persönlichkeit ankam als auf ihr Fachwissen:

»Natürlich wurden mir einige schwierige Fachfragen gestellt, also zum Beispiel: ›Was ist der Kohäsionsfond, wozu gibt es den und seit wann?‹ Das konnte ich auch beantworten... im Grunde hab' ich mich ja über mein gesamtes Studium hinweg mit der EU beschäftigt. Aber eigentlich glaub' ich, dass die Jury eher daran interessiert war, ob man als Bewerberin da hinein passt. Also ob man sozial vertretbar ist.«

Auch andere deutsche Studierende, die sich an dem Gespräch beteiligen, betonen diesen Aspekt. Sie heben dabei besonders die ersten und die letzten Sekunden des Gesprächs hervor: »Allein schon wie ich da in den Raum kam: Vor mir so eine ganze Riege [von älteren Herren]. Das war für mich das schrecklichste und unfreundlichste Auswahlgespräch meines Lebens...« – »... das war ja auch total kurz, und dann haben die mich ziemlich unfreundlich wieder nach draußen geschickt, ›Ja, sie

64 An den Interviews mit deutschen BewerberInnen habe ich auf Einladung der Europäischen Bewegung, die das Bewerbungsverfahren für Deutschland koordiniert, am 21. und 22. März 2005 teilgenommen. Leider war es mir Rahmen dieser Feldforschung nicht möglich, einen detaillierten Einblick in die Bewerbungsverfahren in anderen Ländern zu erhalten. An der von mir beobachteten Auswahlrunde nahmen sowohl langjährige Professoren des Europakolleg also auch der Vize-Rektor teil, sodass etablierte Auswahlkriterien zum Tragen kamen.

65 FTB vom 3. Februar 2004.

können dann gehen.«⁶⁶ Mary H. ist nur eine in einer ganzen Reihe von Studierenden, in deren Erinnerung sich gerade die akademischen, inhaltlichen Fragen als besonders einfache festgesetzt haben:

»In the interview they asked me something about a Constitution and if I thought Europe should have one... and I didn't even know it hadn't, so I said yes, definitely, it should! And then they asked me whether further integration would also lead to further regionalism, and I answered something about minority languages – so, this was not a very deep-going interview. I was really surprised myself that I got in and I was not sure whether I should leave my job to come here, but I had a colleague there who was European and she told me I *had* to go, she knew about it and said she always had wanted to come here and so on.«⁶⁷

Signifikanterweise sehen insbesondere diejenigen, die bei ihrem Auswahlgespräch keiner Kommission körperlich gegenüber saßen, sondern dies mit einer einzelnen Person oder am Telefon führten, in diesem zweiten Selektionsschritt eine deutlich niedrigere Hürde. Mary H. ist eine derjenigen, die telefonisch interviewt wurden. Ein wichtiger – vielleicht der wichtigste – Kanal, auf dem soziale Distinktion dargestellt und bewertet werden kann, entzieht sich der Wahrnehmbarkeit: der Körper. Die Äußerungen und die einer Reihe von Kommilitonen lassen vermuten, dass die Nervosität der BewerberInnen unmittelbar mit der Anzahl der ihnen gegenüberstehenden Personen zu tun hat. Zudem lässt es darauf schließen, dass die Anspannung der BewerberInnen zu einem guten Teil daher rührt, dass auch ihrem Körpergebaren im Auswahlinterview eine gewichtige Bedeutung zukommt – am Telefon entzieht sich dies der Beobachtung; Habituelles muss allein an der Sprache abgelesen werden. Wie stellt sich nun die klassische Auswahl-situation von der anderen Seite aus betrachtet dar? Ein Auszug aus meinem Feldtagebuch:

»Im Raum sitzen an drei Seiten die 14 Mitglieder der Auswahlkommission (von denen sich im Verlauf der zwei Tage dann einige verabschieden) an einem U-förmigen Tisch. Ihnen gegenüber befinden sich ein Tisch und ein Stuhl, dahinter die Tür, die zum Warteraum der Bewerber führt. Auf dem Tisch stehen eine Wasserflasche und ein Glas, daneben liegen auf einer Schreibunterlage ein einzelnes Blatt Papier und ein Kugelschreiber. Vor den Professoren und den anderen Mitgliedern der Auswahlkommission stapeln sich die Bewerbungsunterlagen, die meist noch einmal kurz durchgeblättert werden, bevor der nächste Kandidat oder die nächste Kandidatin den Raum betritt. Vor einem der Auswählenden liegt auch der Verfassungsent-

66 FTB vom 3. Februar 2004.

67 FTB vom 12. Juni 2004.

wurf in Buchform, ansonsten haben die Professoren meist nur einige Notizblätter und das Namensschild vor sich. Direkt gegenüber dem Bewerber sitzen der Vorsitzende der Auswahlkommission sowie zwei Professoren, die das Kolleg vertreten. Weiter außen haben ein Vertreter der Europäischen Bewegung sowie des Auswärtigen Amtes und des Bundeslandes Baden-Württemberg – als Stipendiengeber – ihre Plätze. Neben ihnen sitzen Professoren, die meist schon seit längerem Teil der Jury sind. Die Sekretärin der Europäischen Bewegung führt das Protokoll und bittet die Bewerber zu ihrem Interview in den Raum. Außer ihr und einer jungen Vertreterin des Berliner Senats, der auch ein Stipendium vergibt, bin ich als Gast die einzige weitere Frau im Raum. Wir drei sitzen an den äußeren Tischen und somit am Rande des Sichtfelds der Kandidaten. Vor dem ersten Interview bittet der Jury-Vorsitzende alle Mitglieder der Auswahlkommission freundlich darum, sich bei ihren Fragen kurz zu fassen und nur wenig mehr als Stichwörter zu liefern. Man habe nur etwa zehn Minuten Zeit pro Kandidat und wolle so viel wie möglich von jedem und jeder hören. Wenn jemand eine Frage stellen wolle, solle er sich zu Wort melden – er werde gern versuchen, alle Wortmeldungen zu berücksichtigen – nehme sich aber die Freiheit, das Interview zu beenden. Thematisch und zeitlich sind die Fragen, auf die die Kandidaten nun antworten müssen, überwiegend im Kalten Krieg angesiedelt und spiegeln so zum einen die akademischen Schwerpunkte, zum anderen aber auch ihre biographische Prägung der Professoren wider. Wohlwollen ernten diejenigen, deren Antworten ohne Ausschweifungen formuliert waren und die schnell erkannten, mit welchen Namen, Daten, Vokabeln auf eine Frage nach humanistischem und zeithistorischen Wissen entgegnet werden sollte. ›Wer war Jean Monnet?‹, ›Was besagte die Hallstein-Doktrin, was die Ostverträge?‹, ›Welche Symbole hat die EU?‹ und ›Welche Probleme bringt die Dienstleistungsrichtlinie mit sich?‹ Darüber hinaus fragt eines der Jurymitglieder die BewerberInnen nach ihren beruflichen Zukunftsplänen oder ihren Erfahrungen in unterschiedlichen nationalen Bildungssystemen. Ein anderer Auswähler hat sich darauf spezialisiert, etwa den Namen der Schule – z. B. das Kopernikus-Gymnasium – zum Anlass zu nehmen, ›klassisches‹ Wissen abzufragen.

Während der Interviews kommunizieren einige der Kommissionsmitglieder im Flüsterton miteinander. Meist findet ihre Kommunikation untereinander jedoch nonverbal statt: Einige runzeln die Stirn oder verschränken die Arme, während sie sich gleichzeitig zurücklehnen. Andere werfen einen Seitenblick zum Vorsitzenden der Jury. Manchmal blickt auch dieser in die Runde seiner Kollegen, nachdem er eine Frage platziert hat, und verschränkt die Hände im Nacken. Mehrmals erhält einer der Auswählenden Anrufe auf dem Mobiltelefon, die er stets entgegennimmt und dann mit dem Telefon am Ohr den Raum verlässt. Einer der Professoren wiederholt gelegentlich die Kernwörter aus den Antworten der Kandidaten – meistens verunsichert er sie damit. Auch durch etwas längeres Schweigen lassen sich einige Kandidaten verunsichern und zu widersprüchlichen Aussagen verleiten. Sehr oft konnte ich beobachten, dass die Fragesteller gar keinen Augenkontakt zu den Interviewten aufnahmen, sondern stattdessen einen suchenden Blick in die Runde der Jurymitglieder warfen – besonders deutlich taten dies diejenigen, die nicht dem Kern der Jury mit besonderer Nähe zum Kolleg angehörten. Manchmal beschlich

mich der Eindruck, dass es sich bei dieser zweitägigen Auswahlstzung um ein Instrument zur *Selbstvergewisserung* der *Auswählenden* und der durch sie vertretenen Institution handelt. In einer Mittagspause, nachdem eine ganze Reihe von Juristen mit sehr guten Studienabschlüssen interviewt worden waren, bemerkt einer der Professoren mir gegenüber: ›Wir sind ziemlich gut darin, solche Einser-Juristen zu verunsichern. Die sehen dann plötzlich, was es noch so alles gibt und werden so ein bisschen aus der Bahn geworfen... Da sind wir ziemlich gut drin.«

Zu Auseinandersetzungen über die Beurteilung der KandidatInnen kommt es nur in wenigen Fällen, meist ist sich die Jury direkt nach Ende des zehnminütigen Interviews einig, ob der Kandidat oder die Kandidatin den Ansprüchen genügt. Uneinigkeit besteht in erster Linie bei KandidatInnen, die keinen der ›klassischen‹ Studiengänge wie Politik- oder Rechtswissenschaft belegt haben und deshalb eher anhand ihrer intellektuellen ›Wendigkeit‹ und ihrer argumentativen Fähigkeiten beurteilt werden müssen. Sehr deutlich gehen die Meinungen allerdings bei einem Bewerber auseinander, der als Soldat auf dem Balkan eingesetzt war. Einer der Professoren nimmt sein Auftreten als ›aggressiv‹ wahr, sein Habitus gefiele ihm nicht. In der sich hieran anschließenden Auseinandersetzung über die Eignung dieses Bewerbers stehen Eigenschaften wie ›Selbstsicherheit‹ und ›Klarheit‹ im Vordergrund und werden gegen ›Nachdenklichkeit‹ und ›Neugier‹ aufgewogen.«

Zwischen den Zeilen spielen in dieser Diskussion die persönlichen Präferenzen, die die Auswählenden für einen spezifischen verkörperten und dargestellten Habitus haben, eine zentrale Rolle. Sie machen ihre Beurteilung der Studierenden auch an einer spezifischen körperlichen Performanz fest – der Bewerber mit Armeeerfahrung setzt seinen Körper auf eine demonstrative und zu explizite Weise ein, so dass dieses sonst nicht zur Sprache gebrachte Auswahlkriterium zur Sprache kommen muss. Seine betont ruhige Körperhaltung und der direkte Blick, mit dem er seinem Gegenüber begegnete, unterschied sich nicht nur von den meisten Kandidaten, die vor und nach ihm auf demselben Platz befragt werden. Er entspricht darüber hinaus nicht der Rolle, die Bewerbern in diesem räumlichen und sozialen Ensemble zugedacht ist. Nach außen dargestellte Körperlichkeit scheint aufgrund ihrer Machtposition ausschließlich den männlichen Jury-Mitglieder zugestanden zu sein – das Bewusstsein für diese Macht spricht aus ihrem Verhalten und ihren demonstrativen Gesten.⁶⁸ Die meisten Bewerberinnen und Bewerber bestätigen dieses geschlechtlich kodierte Machtgefüge, indem sie gleich bei Betreten des Raumes ihre Schritte zu dem ihnen zugedachten Platz für einen Moment bremsen und mimisch ihr Erstauen über die Größe der Jury zum Ausdruck bringen. Anschließend

68 Zu geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und Rollenerwartungen vgl. Kapitel 2.

scheinen sie ein wenig erleichtert, hinter einem Tisch platziert zu sein, der symbolisch die Grenze zwischen dem ihnen zur Verfügung stehenden Raum und dem (ungleich größeren) der Jury markiert. Zudem schirmt er – wenngleich nur marginal – die Blicke auf ihren Körper ab. Die aufrechte Körperhaltung des sich so aus der Masse heraus hebenden Kandidaten, hinter der er vermutlich Anzeichen der Nervosität verbergen will, werden in Verbindung mit seinen eher knapp formulierten Antworten nicht in erster Linie als ›klar‹ und ›stabil‹, sondern als unangemessen ›forsch‹ und auch als ›unflexibel‹ aufgefasst. Er scheint durch den offenbar bewussten und gezielten Einsatz seiner Körpersprache, von der die Beurteiler auch auf seine sozialen und kulturellen Eigenschaften schließen, gegen einen Kodex verstoßen zu haben. Bezeichnenderweise gehen offenbar viele Studierende davon aus, dass gerade ein offensiveres Auftreten die Erfolgschancen erhöht und dass sie selbst mit ihrer zurückhaltenden Art eine Ausnahme darstellen. Die Erwartungen der Studierenden an die Atmosphäre des Kollegs und die Grundhaltung der Akteure unterscheidet sich von den sich eher »akademisch« gerierenden Kandidaten, welche das Auswahlkomitee bevorzugt.

Natalie trat ihr Studium am Europakolleg mit der Befürchtung an, sich verbiegen zu müssen: Sie habe *sharks* erwartet, Menschen, die aggressives Konkurrenzverhalten an den Tag legen. Sie habe damit gerechnet, dass ihre Kommilitonen auch mit ganz bestimmter, »formeller« Kleidung markieren, wo sie »herkommen« und wo sie »hinwollen« – und so die Atmosphäre am Kolleg prägen.⁶⁹ Mit ihrer Schilderung verstärkt sie den Gegensatz zu der Atmosphäre und den Menschen, die sie am Europakolleg schließlich ganz anders wahrnahm. Körperinszenierungen und -praxen folgen komplexeren Mustern, in die Aspekte von Professionalität und Privatheit, von Aktivität und Inaktivität, von Kommunikation und Vereinzelungen einfließen.

Die geschilderte Diskussion im Rahmen des Auswahlprozesses hätte sich in ähnlicher *Form* – dann jedoch mit einem anderen *Inhalt* als der Europäischen Integration – auch an anderen Bildungsinstitutionen abspielen können. Sie zeigt, wie Auswahlverfahren auch eine Form der Selbststilisierung sind und wäre in Oxbridge, der *ivy league* oder der ENA vermutlich ähnlich verlaufen. In ihrem Kern dreht sie sich um den Kodex und das Ideal (nicht-)körperlichen, studentischen Verhaltens innerhalb der akademischen Welt, wie er am Europakolleg nicht nur gefordert, sondern auch reproduziert wird. Diese Reproduktion beginnt in Natolin und Brügge bereits morgens beim Frühstück. Im

69 FTB vom 27. Februar 2004.

»Restaurant« in Natolin und in den Speisesälen der Brügger Wohnheime können sich die Studierenden am Büffet bedienen. Dort im Schlafanzug oder im Morgenmantel zu erscheinen, gilt als mehr oder weniger akzeptabel. In Natolin, wo sich die Studierenden zum Frühstück in ein anderes Gebäude bewegen müssen, wird das Frühstück von vielen auf direktem Weg in die Unterrichtsräume eingenommen. Eines der Brügger Wohnheime hat das »Frühstück im Schlafanzug« gar zu einem seiner »Alleinstellungsmerkmale« erkoren und verweist damit auf das ungezwungene Miteinander. In der Regel wird jedoch nicht nur von den Kommilitonen erwartet, dass sie ihren Körper nach der Nachtruhe wieder in repräsentative Form und Kleidung gebracht haben. Es gehört darüber hinaus zum guten Ton, nicht schweigend sein Müsli oder Toastbrot zu verzehren und abwesend den Teebeutel in der Tasse zu schwenken, sondern auch Konversation zu betreiben. Der Körper soll mithin nicht nur »äußerlich« Wachheit darstellen, sondern tatsächlich und »geistig« anwesend sein. Das Frühstück wird von einigen Studierenden wohl gerade aus diesem Grunde gemieden, in dem sie auf eigene Vorräte zurückgreifen oder sich ihr Frühstück auf dem Teller aus dem Speisesaal mitnehmen, um es auf ihrem Zimmer zu sich zu nehmen. Die Gespräche drehen sich um anstehende Seminare, Hausarbeiten, Prüfungen, über die Ereignisse des Vortages und um die (nicht anwesenden) KommilitonInnen. Die Erwartung, am Gespräch teilzunehmen, führt zu einer Disziplinierung des Körpers, der Kommunikationsbereitschaft ausstrahlen soll – und selbst diejenigen, deren Kommunikationsfähigkeit und -willen am Morgen eingeschränkt ist und die dies durch eine in sich gekehrte Haltung signalisieren, werden ins Gespräch einbezogen.

Anschließend beginnt der Unterricht, wo im Gegensatz zum eben noch geforderten »kommunikativen« Körper, der die netzwerkbildende Funktion des Kollegs verinnerlicht hat, der Modus eines »studentischen Körpers« in Kraft tritt. Die Zurichtung und Inszenierung des studentischen, des »akademischen« Körpers findet auch am Kolleg in ihrer reinsten und klassischen Form im Hörsaal statt:

»An important element of the academy is the formal lecture that seems to inhabit a space paradoxically organized to deny or erase – to devalue – the bodies essential to its constitution. [...] It is a site of performance in which the attention of a large audience is expected to converge on the isolated figure of the performer. [...] The physical space is prepared for a single, authoritative entry and a virtuoso ›one-man‹ show. In terms of time, lecture timetables tend to take precedence, so that their symbolic importance is reinforced by the ways that those more personalized interactions of tutorials and seminars are organized around the lecture. The bodies of

lecturer and students are minimally accommodated within this space and time: lecturing bodies are expected to stand, and listening bodies to keep still, sitting in usually uncomfortable chairs [...]. Bodies and their disruptive desires are, within this schema, something to be subdued and overcome. [The academy], arguably, attempts to cannibalize the physical body in such a way that the base matter of that body is rendered invisible, and it appears as a social body only.« (Brook 2000: 182f.)

Auch am Europakolleg nehmen Vorlesungen als Lehrform einen zentralen Platz im Curriculum ein. Das Spektrum reicht von Vorträgen *ex cathedra* bis hin zu Diskussionsrunden und Schlagabtauschen, bei denen sich der Dozent durch die Stuhlreihen bewegt und die Studierenden zu Kommentaren ermuntert. Einer der beliebtesten Kurse im politikwissenschaftlichen Zweig beginnt während des ersten Semesters am Freitagabend um 20 Uhr.

»Die Reihen des großen Hörsaals füllen sich allmählich. Es ist die erste Sitzung in einer der wichtigen Veranstaltungen des ersten Semesters für alle, die das Fach Politik belegen. Als ein graumeliertes Herr im dunklen Anzug mit Aktentasche das Podium betritt, verstummen die Gespräche der Studierenden allmählich. Die meisten kommen gerade vom Abendessen in der Kantine, die fußläufig nur wenige Minuten entfernt liegt. Beinahe alle Sitzplätze in dem T-förmigen Saal sind belegt, der Dozent hat in am Kopfende des Saales in der Mitte des Podiums am Mikrofon Platz genommen und seine Unterlagen auf dem Tisch zurechtgeschoben. Nachdem er über den Rand des Podiums hinweg einige Worte mit dem ihm zur Seite Assistenten stehenden gewechselt hat, lehnt er sich langsam vor, lächelt die Studierenden an und sagt: ‚On va procéder à la manière la plus réactionnaire: ça veut dire que je parle... et vous écoutez.‘ Ein leises Lachen geht durch den Saal. Der Dozent stellt sich vor und geht zum Thema der Vorlesung über, dem Aufbau und der Funktionsweise der Europäischen Institutionen.«⁷⁰

Die Beliebtheit des Kurses gründet nicht nur auf dem anekdotenreichen Vortragsstil des Dozenten. Er wahrt zudem eine etablierte, von vielen Studierenden als »französisch«⁷¹ kategorisierte Form, bei dem die aktive Teilnahme der Studierenden – abgesehen von der Anfertigung von Mitschriften – weder erfordert noch gewünscht ist. Dieses Format hat nicht nur für Studierende aus Frankreich, sondern auch für diejenigen aus Osteuropa einen hohen Wiedererkennungswert und ist auch ihren KommilitonInnen aus anderen Ländern als die klassische

70 FTB vom 17. September 2004.

71 Vgl. zu dieser Zuschreibung Kapitel 1. Vorlesungen, bei denen der Dozent mit den Studierenden in den Dialog tritt, gelten als eher »englisch«.

(wenn auch aus ihrer Sicht nicht unbedingt zeitgemäße) Lehrform wohlbekannt.

Die zur Inaktivität bestimmten Körper erwachen zum Ende der Lehrveranstaltung wieder »zum Leben« und reihen sich in die Schlange vor dem Speisesaal ein. Hier gilt es, mit vollem Tablett schnell zu reagieren, wenn sich ein freier Platz neben einer Kommilitonin oder einem Kommilitonen findet, mit dem man während des Mittagessens plaudern möchte. Alternativ bieten sich Tische, an denen schon eine Gruppe in ein Gespräch in einer anderen als den beiden offiziellen Sprachen vertieft ist – dann ist es möglich, ohne jegliche Konversation seine Mahlzeit zu sich zu nehmen. Die Kantine ist *der* Ort des sozialen Austauschs, sodass hier ständig über Köpfe hinweg begrüßt, gewunken wird, pantomimisch oder lautstark kommuniziert wird. Die Blicke der meisten Studierenden wandern nicht nur über den Teller und suchen Kontakt zu den Tischnachbarn, sondern sondieren darüber hinaus den gesamten Saal. So herrscht hier einerseits hektisches Treiben und ein dem entsprechender Geräuschpegel, an dem die Studierenden zwar teilhaben, sich zugleich jedoch auch graduell abgrenzen müssen, wenn sie ihren Teller leeren wollen.

Einen Kontrapunkt zu diesem Modus des Miteinanders und jenem, in dem die physischen Körper der Studierenden zum »Verschwinden« gebracht werden und wo diese scheinbar nur noch als soziale existieren, setzen diverse andere Veranstaltungen. Exemplarisch dafür sind etwa das Simulationsspiel, an dem die Studierenden des politikwissenschaftlichen Zweigs teilnehmen: hier kommt ihr professionell-Europäisches Rollenspektrum und Körpergebaren zum Vorschein. Wie und zu welchem Zweck werden hier Körper inszeniert? Worin liegt die Bedeutung der körperlichen Darstellung?

Das Simulationsspiel ist für die meisten Studierenden einer der Höhepunkte ihres Studienjahres. Es sorgt nach Ende der ersten Prüfungsphase für eine willkommene Abwechslung zu Beginn des zweiten Studienhalbjahres. Die Studierenden des politikwissenschaftlichen Zweigs werden dazu in zwei Gruppen eingeteilt. In jeder Gruppe schlüpfen die Studierenden in die Rolle je eines EU-Mitgliedsstaats oder einer der involvierten Europäischen Institutionen. Sie sollen in den kommenden Wochen als deren Repräsentanten eine Verordnung des Ministerrates über Treibhausgase erarbeiten, die sich im Rahmen des Kyoto-Protokolls und anderer internationaler Abkommen zum Klimawandel bewegt und den Ausstoß dieser Gase neu regelt. Der studentische Ministerrat tagt, nachdem der Ausschuss der Ständigen Vertreter den Boden dafür bereitet hat, im (realen) Justus-Lipsius-Gebäude in Brüssel, in dem auch der reale Ministerrat zusammen-

kommt. Schon in den ersten Instruktionen über den Ablauf des Simulationsspiel, das in den kommenden Woche eine durchaus ernsthafte und beinahe unspielerische Dynamik entfaltet, wird unter der Rubrik *Language Skills* auf typisches Verhalten der Studierenden der letzten Jahre aufmerksam gemacht. Unter *Paralinguistics* heißt es:

»It is interesting to note the mixture of paralinguistic features of the negotiations such as eye contact, touching, use of pauses and use of gestures. Some of these reflect cultural background of course; whilst others reflect aggressive or passive natures. Banging the country name cards appeared threatening to some and gave an overall instant impression to us all of what those people were like. Putting one's hand on a shoulder could obviously be seen to have a soothing effect on an irritated counterpart. Interesting to note the feminine touch too! Perhaps the signal here is that women use different techniques to get their own way.«⁷²

Es folgen dann stichpunktartig einige Beobachtungen, darunter jene: Die Studierenden neigten dazu, zu schnell zu sprechen und sich klar und mit Nachdruck auszudrücken. Wenn vorbereitete Redebeiträge vorgelesen wurden, sei die Botschaft auf der Strecke geblieben. Auch die Besonderheiten bei der Verwendung eines Mikrophons schien Studierenden nicht bewusst zu sein – etwa, dass man mit einem größeren Publikum dann anders interagieren müsse. Die hier herausgegriffenen Punkte betreffen sowohl sprachliche als auch körperliche Performanz. Letztere soll hier interessieren, denn alle genannten Aspekte enthalten implizite Aufforderungen an die Studierenden, wie sie sich in der vorgegebenen Situation, einer Verhandlung auf EUropäischem Parkett, idealerweise geben sollen.

Ihre Körper werden als Werkzeug betrachtet, welches, gekonnt eingesetzt, das Erreichen von Zielen erleichtert (vgl. dazu die Kritik von Duden 2004: 16, 20f.)⁷³; Mit ihm können Machtansprüche ebenso zum Ausdruck gebracht werden wie Sympathie oder Ablehnung. Die Formulierungen reflektieren das Verständnis vom menschlichen Körper als einem unabschließbaren *Projekt*, das innerhalb gewisser Grenzen

72 Siehe Beschreibung des »Cours obligatoire: negociation et Decision au sein du Conseil des Ministres de l'Union Européenne«, année académique 2003-2004.

73 Duden kritisiert die »Tilgung leibhaftiger Menschen« aus den Körperstudien. Sie plädiert für die Streichung des inflationär gebrauchten Begriffs »Körper« und stattdessen für die Hinwendung zum »Ich«, bei dem »immer ein ›jetzt‹« mitschwinge und das letztlich kategorial nicht zu fassen sei. Duden 2004: 16 und 20f.

durch die Teilhabe am sozialen Alltag geformt werden kann und *soll* (Shilling 1993 nach Nettleton/Watson 1988: 7). Diesen Anforderungen an eine dem EU-Milieu entsprechende professionelle Inszenierung ihres Körpers folgen die meisten Studierenden schon in der in ihren Brügger Unterrichtsräumen stattfindenden ersten Sitzung, in der die »Ständigen Vertreter« zusammenkommen und Positionen austauschen. Ihr Verhalten sowohl als Teil der Delegation als auch als Individuum wird von den KursleiterInnen – AssistentInnen, die selbst am Kolleg studiert haben – bewertet. Im Unterschied zu anderen Kursen erscheinen die Studierenden heute überwiegend in formeller Kleidung und entsprechender Körperhaltung. Es scheint, als sei die Wahl der Kleidung eine Praxis der »allmähliche[n] Verfestigung des Symbolischen in der Materie« (Tervooren 2007: 42). Die meisten haben ihre Jeans gegen Stoffhosen, T-Shirts gegen Blusen oder Hemden getauscht. Einige Studentinnen und Studenten tragen Anzüge. Sie bezwecken damit eine soziale – professionelle – Positionierung. Ganz ähnlich wie Nina Degele über »Schönheitshandeln« befindet, ist auch die Kleidung »ist ein Medium der Kommunikation, das der Inszenierung der eigenen Außenwirkung zum Zweck der Erlangung von Aufmerksamkeit und Sicherung der eigenen Identität dient.« Wie das Auftragen von Make-up ist auch sich zu kleiden »ein sozialer Prozess, in dem Menschen versuchen, soziale (Anerkennungs-)Effekte zu erzielen« (Degele 2004: 7). Mit ihrer Kleidung sichern die Studierenden in diesem Kontext zuvorderst ihre *Rollenidentität* ab und unterstreichen damit ihr Ziel, nämlich die *Anerkennung* ihrer Rollenperformanz: die des professionellen EUropäers. Dabei geht es meines Erachtens gerade darum, *keine* Aufmerksamkeit zu erregen, sondern die Kenntnis etablierter Kleidungskodices zu demonstrieren oder wenigstens anzudeuten. Der Anzug, den sowohl Studentinnen als Studenten hier tragen, ist »nicht nur ein Symbol für Männlichkeit« (Degele 2004: 13), sondern soll, so Joanne Entwistle (2000: 187ff.), vor allem Souveränität, Professionalität und Macht zum Ausdruck bringen. Im Kollegkontext muss diese Sicht modifiziert werden. Es geht eher um die Darstellung einer *angestrebten* Macht und Souveränität im künftigen Berufsfeld und die Beherrschung der Regeln, welche diese Macht in greifbare Nähe rücken lässt.

Dass dies bis zu einer zeitweisen Verschmelzung mit der Rolle führen kann, zeigte sich bereits im Vorfeld dieser Verhandlungssitzung. Schon in den letzten Tagen hatten einige der Studierenden auch außerhalb der Unterrichtszeiten ihre Verhandlungspartner gemieden, Koalitionen zu schmieden und Widersacher auszubooten versucht. Dass einige Studierenden in schlaflosen Nächten der Vorbereitung in

ihrer Rolle aufgegangen sind, lässt sich auch in der nun folgenden zweistündigen Sitzung beobachten, in der die Zusammenkunft des Ministerrats der nächsten Woche vorbereitet wird. Eine Studierende kommentiert das körperliche und rhetorische Gebaren ihres Kommilitonen:

»Als Tscheche kommt er ja aus einem Land mit zukünftig geringem Gewicht in der EU. Aber dann wurde er in dem Spiel Repräsentant Frankreichs, war also in der französischen Delegation. Da ist der vollkommen in den Machtgebaren eines ›großen‹ Landes aufgegangen... der war vollkommen losgelöst von seiner tatsächlichen Herkunft. Und das hat mich ziemlich gewundert und auch befremdet.«⁷⁴

Heute wird über die Vorlage der Kommission sowie über mögliche Kompromisse und Ergänzungen debattiert.⁷⁵ Die RednerInnen stehen auf und erheben entsprechend der Regeln das Wort. Hannah betont die praktische Notwendigkeit dieser Regularien: »In der Einführung wird so eine *guideline* verteilt, der *language service* achtet schon darauf, dass da die Form gewahrt wird. Das ›*Thank you!*‹ am Anfang und Ende eines Statements ist ja vor allem wichtig, damit die Dolmetscher wissen, wo der Redebeitrag anfängt und wo der endet. Also das hat vor allem praktische Gründe...« Während ich die Diskussion beobachtete, fiel mir zunächst auf, dass mir nichts auffiel – nichts jedenfalls, was Rückschlüsse auf die Konstruktion von Geschlecht *über* das Sprechen vor Publikum verwies. Sowohl was die Redeanteile als auch die Tonlage und den Habitus der Sprechenden betraf, schienen sich die Studentinnen und Studenten an demselben Ideal des professionellen Europäers zu orientieren. Und meinte ich ablehnende Reaktionen auf eine laut und lange sprechende Vertreterin »Maltas« oder lautlose Verachtung für die gebeugt sitzende und leise vor sich hin flüsternde Sprecherin »Finnlands« zu erahnen, meldete sich schon bald ein männlicher Vertreter »Tschechiens« oder »Portugals« oder zu Wort, dem ähnliches Gebaren, hektische Flecken im Gesicht oder leicht zitternde Hände auch nicht anders angelastet wurden. Das von Carol Hagemann-White (1995: 192) in Worte gefasste Dilemma schien auch bei diesen Akteure zuzutreffen:

»Achte ich jedoch analytisch genauer darauf, *wie* sie ihre Verschiedenheit darbieten, entdecke ich unaufhörlich Elemente, welche – nicht nur theoretisch, sondern auch empirisch – beiden Geschlechtern gleich möglich sind, auch wenn sie beim

74 FTB vom 16. Februar 2004.

75 FTB vom 12. Februar 2004.

jeweils anderen Geschlecht seltener vorkommen. Je genauer ich bestimme und eingrenze, was das Geschlechtsbezogene sein soll, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass ich das Element auch bei Angehörigen des anderen Geschlechts vorfinde.« (Zitiert nach Degele 2004: 8)

Tatsächlich werden aber diejenigen während der Sitzung »schief« angesehen, die sich nicht vollends mit »ihrem« Land zu identifizieren und denen man dies an einer zögerlichen Körpersprache oder zu geringem Nachdruck bei ihren Wortbeiträgen anmerkt. Dass die Arbeit mit dem eigenen Körper in diesem ernsthaften Spiel nicht allzu weit von den alltäglichen Praxen in der realen EU-Kommission entfernt ist, meint ein Absolvent, der nun schon seit mehreren Jahrzehnten in Brüssel tätig ist. Er erinnert sich an seine Rolle während des Simulationsspiels (damals ging es um den europäischen Binnenmarkt für Pferdefleisch): »Ich habe irgendwo auch noch so ein Foto von mir, aber ich kann es partout nicht finden... Da sieht man mich, wie ich im Rat hinter einem Schild sitze, auf dem steht: *Kommission*. Mein Gott, hab ich gedacht, als ich das viel später mal in der Hand hatte, *genau so* ist das ja heute auch, da sitzt man dann hinter so einem Schild und vertritt die Position der Kommission.«⁷⁶

Im Internatsalltag des Europakollegs bleibt nur sehr wenig Raum, in dem die Studierenden unbeobachtet sein können und ihre Körper keinen Blicken ausgesetzt sind. In Brügge werden einige Studierende aufgrund der dünnen Wände unfreiwillig Zeuge von Telefongesprächen ihres Zimmernachbarn, und in auf dem Areal des Campus Natolin kreuzen sich die Wege der Studierenden unentwegt, ob es nun beim Joggen oder in einer Lernpause zwischen Zimmer und Bibliothek ist. Zahlreiche Studierende berichten mir von Ess- und Schlafstörungen ihrer Kommilitonen, die sie auf den Leistungsdruck zurückführen. Dieser werde, so meinten viele, auch durch die ständige körperliche Nähe zu den anderen Studierenden und die fehlenden Rückzugsmöglichkeiten potenziert. Die für die Betroffenen existenziellen Ess- und Schlafprobleme lassen sich als Verweigerung gegenüber der Forderung nach ständiger körperlicher Präsenz deuten. Ihre Probleme und ihr Krankheitsbild widersprechen dem Ideal des vitalen, flexiblen, dynamischen Studierendenkörpers. Womöglich erfuhr ich gerade aus diesem Grunde von Ess- und Schlafproblemen, über die sich keine(r) der Betroffenen mir gegenüber äußerte: Schließlich konnten die *nicht* Betroffenen, die mir davon berichteten, ihren physischen und damit auch

76 FTB vom 8. Oktober 2004.

ihren sozialen Körper auf diese Weise als »stabil« und »belastbar« darstellen.

Selbst – oder *gerade* – außerhalb des rein fachlichen Austauschs gilt Mary Douglas' allgemeingültige Beobachtung, dass »[a]llem Anschein [...] selbst die Freiheit, sich vollkommen ungezwungen und formlos zu geben, gesellschaftlichen Kontrollen [unterliegt].« (Douglas 1974: 111) Und nicht nur dies: Gerade wenn es außerhalb des Unterrichts eigentlich um »reinen Spaß« geht, wird die Kontrolle des und der Umgang mit dem eigenen Körper wichtig. Als Beispiel dafür kann ein Tanzkurs gelten, den Studierende in Brügge im Vorfeld des oben erwähnten Balls an über mehrere Wochen hinweg gelegentlich abends im Speisesaal veranstalteten. Diese von den Studierenden selbst organisierten Walzerstunden, in denen sie sich auf den von ihren österreichischen, tschechischen, ungarischen und slowenischen KommilitonInnen organisierten ‚Heart of Europe‘-Ball vorbereiten. Hier verbinden sich in einer jeweils spezifischen Form der Körperlichkeit, des Körpergebarens symbolisches Kapital und sozialer Status.

An den Tanzstunden nahmen sowohl Studierende teil, die bisher keinerlei Kenntnisse über die Schrittfolgen der »Standardtänze« hatten, als auch begeisterte TänzerInnen. Unter ihnen erfuhr ganz besonders ein tschechischer Student Aufmerksamkeit, der im Alltag sonst nicht weiter auffiel, hier aber mit seinen Walzerlinksdrehungen brillierte. Die Selbstverständlichkeit, mit der er auch die sonstige Etikette des Paartanzes beherrschte – dass man der Dame nach Ende des Tanzes dankt und sie an ihren Platz zurückführt und es ihr niemals vorwirft, wenn sie aus dem Takt gekommen oder dem Tanzpartner gar plump auf den Fuß getreten ist – garantiert ihm die offensichtlich ungewohnte Aufmerksamkeit der anderen (insbesondere der weiblichen) Teilnehmer. Einige der mehr oder weniger festen Tanzpaare, die sich im Laufe der Wochen bilden, werden den Ball mit einem Wiener Walzer schließlich eröffnen. An den bis dahin angesetzten Tanzabenden lässt sich die Entstehung einer parallelen Statusfolge beobachten. Hier zeigt sich *in nuce*, dass es überhaupt keine »natürliche«, von der regulierenden Dimension des Sozialen oder von kulturellen Schemata freie Wahrnehmung und Betrachtung des Körpers geben kann (Goffman 1981: 35, Douglas 1974: 106). Einige sonst eher im Hintergrund bleibende Studierende beherrschen ihre tanzenden Körper offensichtlich um Längen besser als andere und setzen auf diesem Parkett andere Kategorien und Marker sozialer und kultureller Distinktion wie Kleidung, Eloquenz, familiäre Herkunft oder akademische Vorbildung außer Kraft. Ihre Performanz zeigt, dass sie der auch hier starken sozialen Kontrolle gewachsen sind. Sie haben ihre Körper so gut unter Kontrol-

le, dass es den Anschein der Zwanglosigkeit macht. Damit zeigen sie, dass sie tradierte bürgerliche Sozial- und Kulturtechniken verinnerlicht haben und als Signets einer distinktiven bourgeoisen (und dabei nicht notwendigerweise »bürgerlichen«) Kultur einsetzen können (vgl. Kaschuba 2007: 13). Während der ersten Walzerrunden des Balls (bei dem später die bei den bisherigen Partys übliche Musik gespielt und individuell getanzt wird) geht ein leises Raunen durch den Saal – vermutlich auch aus Überraschung über die tänzerischen Fähigkeiten der sich dort drehenden Paare. Selbst diejenigen unter den Studierenden, die über Paartanz gespottet und sich ironisch von der damit verbundene Etikette und Umgangsformen distanziert hatten, scheinen sich diesem Moment nicht entziehen zu können (vgl. Goffman 1973: 121, 133).

Embodying Europeanness

Thomas J. Csordas bezeichnet mit *embodiment* einen Prozess, bei dem der Körper mit Bedeutung aufgeladen wird (Csordas 1994: 20). Anhand scheinbar divergierender, sich aber tatsächlich gegenseitig bedingenden Körperpraxen- und idealen habe ich gezeigt, dass der Körper der Studierenden der Ort ist, an dem sich deren habitualisiertes Wissen bündelt. Der Kollegalltag erfordert den behändigen Wechsel zwischen Körpermodi, die im akademischen, im professionell-Europäischen und im scheinbar privaten und zwanglosen Umgang als angemessen gelten. Die Akteure stellen ihre Zugehörigkeit zum EU-Milieu dar, indem sie aus dem Fundus der am Europakolleg etablierten Regeln einer *europäischen Performanz* folgen und ihr akademisches Wissen durch den der jeweiligen Situation angemessenen verkörperlichten Habitus physisch untermauern. Die Körperpraxen der Studierenden beim Simulationsspiel und bei den Tanzstunden legen nahe, dass sie ihre Körper nutzen, um ihre Kenntnis bürgerlicher Körperkodices darzustellen oder sich von diesen zu distanzieren. Denn es gilt: »[W]er die kulturellen Regeln nicht beherrscht, wird durch sie ausgeschlossen.« (Kaschuba 1995: 100)

Der menschliche Körper ist ein »hochgradig restringiertes Ausdrucksmedium« (Douglas 1974: 99). Das Beispiel des Auswahlinterviews zeigt, wie bedeutsam die körperliche Dimension kultureller Regeln ist und dass die im universitären Milieu etablierten Ideale körperlicher Performanz auch am Europakolleg hegemonial und beinahe als strukturell zu begreifen sind (vgl. Abraham 2002: 33f.). Auch wenn die Studierenden am Europakolleg nach ihrer Welt(zu)gewandtheit und ihrem professionellen Aktivitätsgrad ausgewählt werden, sollen sie in

der Auswahlssituation ihre Vertrautheit mit dem durch die Devitalisierung ihrer Körper ausgedrückten universitären Machtgefüge darstellen. Das Simulationsspiel verlangt ihnen die Verkörperung von Professionalität ab. In der *peer group* beim Tanzen symbolisiert die tänzerische Körperkontrolle immer auch die Kontrolle über das soziale Umfeld, die eigene Position darin und die Fähigkeit, sich in diesem Umfeld galant und ohne Stolpern zu bewegen.

Die vordergründige Entkörperlichung der Studierenden und ihre aktive Performanz sind miteinander verbunden und zeigen, dass der soziale Körper und die physische Performanz einander bedingen. Der Tänzer kann nur deshalb symbolisches Kapital aus seiner Körperkontrolle im Gleichklang mit der Musik geltend machen, weil sie einen Kontrast zur ansonsten unsichtbar gemachten studentischen Körperlichkeit darstellt. Er hat zum einen das Ideal des passiv einer Vorlesung folgenden Studierenden verinnerlicht und zum anderen die Wirkmacht körperlicher Darstellung internalisiert. Dem Blick auf körperliche Performanz, wie ich sie anhand ausgewählter sozialer Zusammenhänge untersucht habe, liegt ein Verständnis vom Körper zugrunde, der kein Objekt ist, sondern »our means of communications with [the world,] as the horizon latent in all out experience and itself ever-present and anterior to every determining thought.« (Merleau-Ponty 2002: 53) Die am professionellen, sozialen Fortkommen interessierten Studierenden müssen die diversen Modi der Performanz, der Körpererscheinung und -inszenierung nicht nur kennen, sondern zugleich auch ihre innerhalb dieser Modi bestehenden individuellen (Selbst-)Bezeichnungsspielräume (Fischer-Lichte 1983) ausnutzen: Ob aktiv oder passiv, ihre Körper sind stets symbolisch mit Bedeutung aufgeladene Medium der Kommunikation.

Gendering Europe

Die bisher dargestellten Kategorien und Praxen sozialer Differenzierung – beruhend auf sozialer Herkunft, Bildungsbiographie, professioneller Sozialisation und dem durch den Körper dargestellten Habitus – überlagern einander im Alltag, sie verstärken einander oder schwächen sich in ihrer Wahrnehmbarkeit und Relevanz gegenseitig. Körper wurden als Medien der Kommunikation charakterisiert, in die sich kulturelle Modelle und Logiken einschreiben. In ihnen bündeln sich symbolisch die für die individuelle Positionierung bedeutsamen Eigenschaften, Erfahrungen und Ambitionen der Studierenden. Aus ihrem widersprüchlichen, von Machtungleichheiten durchzogenen Zusammenspiel

resultieren Möglichkeiten und Beschränkungen sozialer Positionierung und Rollen, welche die Studierenden wahrnehmen (können) beziehungsweise denen sie ausgesetzt sind. Dabei kam eine zentrale Kategorie, die alle anderen bisher genannten durchdringt, sie teils bedingt, bereits zur Sprache und verdient ausführlichere Beachtung: das Geschlecht. einer Finnin und einem Tschechen wurden keine solchen Bemerkungen Oberflächlich betrachtet scheint dem Geschlecht (*gender*) der Akteure am Europakolleg zunächst eine geringe Bedeutung und Rolle zuzukommen. Studentinnen stellen die Mehrheit unter den Studierenden, somit scheint eine gewisse »Ausgewogenheit« zu herrschen und die Frage etwa nach Machtungleichheiten sich nicht von vornherein zu stellen. In den Interviews beschrieben Studentinnen und Studenten professionelle Ambitionen, die einander nicht grundsätzlich unterschieden. Die »gläserne Decke«, von der mir weibliche Absolventinnen des Kollegs berichten, welche als EU-Kommissionsbeamte mitten in ihrer Karriere stehen, schien für ihre aktuellen Handlungen nicht zentral zu sein und schien nur gelegentlich am Horizont aufzutauchen. Auch schien die Tatsache, dass im von mir beforschten Jahrgang unter den für ihre Leistungen ausgezeichneten AbsolventInnen die Frauen die Mehrheit stellten, die Erfahrung lediglich zu bestätigen. Vordergründig und auf die professionelle Rolle bezogen, herrschte auf den ersten Blick Gleichberechtigung, ja beinahe Geschlechtsneutralität vor. Geschlechtlich kodierte Machtungleichheiten schienen unter den Studierenden im Rahmen ihrer Ausbildung keine nennenswerte Rolle zu spielen, »die Kategorie der Zweigeschlechtlichkeit« erwies sich als »für eine empirische Analyse als zu wenig trennscharf, wenngleich diese Kategorie als handlungssteuernde Ressource wirksam bleibt« (Degele 2004: 8). Wenn man davon ausgeht, dass das soziale Geschlecht im alltäglichen Handeln erzeugt wird durch »die jeweilige situative, kontextuelle und historische *Positionierung*, aufgrund derer Subjekte sprechen, Interessen ausbilden und handeln« (Pühl 2004: 22), dann schien diese Kategorie im Kontext des Unterrichtsalltags in den Hintergrund zu treten. In dieser Situation (die als typisch für Institutionen höherer Bildung in Europa gelten kann) tauchten allerdings nach kurzer Zeit der Feldforschung erste Ambiguitäten – nach Henrietta L. Moore die Grundlage aller Geschlechterdifferenzen (Moore 1999: 157) – auf, die Licht auf die Modi warfen, in denen hegemoniale Gender-Rollen und Geschlechternormen am Europakolleg ausgehandelt werden. Zunächst scheinen diese ebenso etabliert wie wohlbekannt zu sein und alles andere als ambivalent:

Der mehrheitlich männliche Lehrkörper entspricht der gegenwärtigen Situationen an europäischen Hochschulen und auch dem Ge-

schlechterverhältnis in den oberen Führungsetagen der Europäischen Kommission (vgl. Sauer 2001). Leticia aus Mexiko nimmt diese von tradierten Formen hegemonialer Männlichkeit (vgl. etwa Connell 1987, 1995, Meuser/Lautmann 1997) geprägte Situation dem entsprechend als »normal« wahr:

»Of course there are many male professors here, this didn't really surprise me... We have the same problem in Mexico, although things are changing there. As Competition Law is such a new area, there are younger and also female experts coming now. But here, I do not see any change... but maybe it's also because Competition Law is so well established here that things don't change fast any longer. Once, we had a guest speaker, she was an very old lady from the UK... I mean, she must have been already around 70! Anyway, I was so impressed by seeing her, and she gave a lecture. ›Experts‹ in Latin America are so much younger, they are around 35 or 40, and they are male. [...] Well, to be honest: It doesn't disturb me at all that the teaching staff is mainly male... I am used to it.«⁷⁷

Mary H. aus Kanada hält die den Unterricht prägenden Rollenverteilungen gar für »typisch europäisch«:

»I never had any female professors, but I think there is one from the Commission... but there are many assistants who are female and there are also many women in the administration... In the beginning I thought this is something European, I mean that there are not so many women in higher positions. [...] I also heard from some law students that there was one professor comparing something to menstruation and thought this was funny, and all the female students were just like [sie verzieht angewidert ihr Gesicht]. And in an oral exam I had the impression that the professor treated me like ›the little girl‹ like if I were in high school... I just remember that I thought this was not appropriate any longer... but also there I thought this might be something European.«⁷⁸

Seit einigen Jahren kritisieren Studentinnen diesen »Normalzustand«, der einigen noch extremer zu Ungunsten von Dozentinnen erscheint als in ihrem Herkunftsland:

»... in ten courses, we only had *one* female professor! I would even say that it is easier to find female professors in Italy although there is no equal distribution there either.«⁷⁹

77 FTB vom 14. Juni 2004.

78 FTB vom 12. Juni 2004.

79 FTB vom 16. Juni 2004.

Die Studentinnen fordern auch gegenüber der Kollegleitung mehr Dozentinnen und weibliche Gastredner ein. Ihnen mangle es schlichtweg an Identifikationsfiguren, die ihnen als Beispiele für erfolgreiche Berufswege von Frauen in den EU-Institutionen dienen könnten.⁸⁰ Es lässt sich aus ihren Schilderungen schließen, dass die eingangs beschriebene »Geschlechtsneutralität« allein darauf beruht, dass ein traditionell männlich geprägtes Karrieremodell nach wie vor den offiziellen Maßstab setzt und von den Dozenten vorgelebt wird. Dabei hat die Kollegleitung die Kritik der Studentinnen durchaus zur Kenntnis genommen. Einer der Professoren schildert mir, wie schwer es jedoch sei, weibliche Dozenten zu finden. Einer der Gründe, erläutert er, sei sicherlich deren Rekrutierung: Diejenigen, die abtretenden, haben ein informelles Vorschlagsrecht und empfehlen zumeist jüngere (männliche) Kollegen aus ihrem professionellen Netzwerk.

Anhand des bisher Gesagten erscheint es wenig überraschend, dass beinahe ausschließlich Studentinnen (und von ihnen bei weitem nicht alle) die hegemonialen, männlich kodierten Geschlechterrollen mir gegenüber zur Sprache brachten. Zum einen vermitteln das institutionelle Umfeld und Selbstverständnis des Europakollegs Männern und denjenigen, die sich »männlich« verhalten, nach wie vor eine habituelle Sicherheit (vgl. Behnke/Meuser 2001). Das Hinterfragen männlicher Rollenbilder wird hier nicht provoziert. Zum anderen schien meinen weiblichen Informanten aber auch klarer zu sein, dass Geschlechternormen machtvoll sind. Die symbolische Zweiteilung des Kolleglebens in den offiziellen – akademischen, »professionellen« – und den privaten Bereich legt nahe, dass die Fähigkeit der Akteure gefordert ist, je nach sozialem Kontext zwischen unterschiedlichen regulativen Fiktionen zu »wählen«. Die Studentinnen scheinen stärkeren Gebrauch von den ihnen zur Verfügung stehenden Rollen zu machen. Linda McDowell und Gill Court haben im Londoner Bankensektor unter erfolgreichen Bankerinnen ganz ähnliche Beobachtungen gemacht. Die von ihnen befragten Frauen und Männer schilderten, wie sie mit ihrer sozialen Rolle als »Frau« bzw. »Mann« und der Omnipräsenz von Sexualität strategisch und alltäglich umgingen. Ähnlich wie in diesem Forschungsfeld scheint auch für das Europakolleg zu gelten, dass sich hinter dem Modell einer sich »neutral« gerierenden Männlichkeit eine Vielzahl von geschlechtlich kodierten Praxen verbirgt, die – gezielt eingesetzt – die Wahrscheinlichkeit professionellen Erfolgs erhöhen. Doch zunächst zurück an die »Oberfläche«:

80 FTB vom 26. Mai 2004.

In seiner Begrüßungsrede umriss der Rektor das akademisch anspruchsvolle, dicht gedrängte Studienprogramm und erwähnte auch die soziale Dynamik, welche die Zusammensetzung der Studierendenschaft aus 58 Prozent weiblichen und 42 Prozent männlichen Studierenden auslösen werde.⁸¹

Als er anschließend darauf hinwies, dass das Europakolleg auch unter dem inoffiziellen Namen *College of Love* firmiere, reagierten die Studierenden mit Gelächter. Wenig später saß ich beim Abendessen mit Barbara Z. am Tisch. Sie kommt aus Tschechien und hat soeben ein Bachelor-Studium in den USA abgeschlossen. Die Rede des Rektors hatte sie offensichtlich schockiert – sowohl in ihrem Heimatland als auch an ihrer amerikanischen Universität wäre ein Hinweis auf die paarbildenden Effekte des Internatsalltags ihrer Meinung nach nicht opportun gewesen:

»[During the speech of the Rector,] I really thought: ›Oh my God, where am I?‹ And after that, I spoke to some Scandinavian girls who seriously said they were looking for someone from Southern Europe... because then they could have bilingual children... isn't that crazy – all these intelligent people coming here and in the end it's just about producing couples. I saw there is even a special section in the College journal dedicated to births and marriages!«⁸²

Zu diesem Zeitpunkt hat sie noch keine der *national parties* miterlebt, bei denen sich die harte Konkurrenz vor allem der Studentinnen um die männlichen Studierenden an neugierigen und kritischen Seitenblicken ablesen lässt. Das Auftreten aller Partygäste wird merklich vom »Kommunikationscode« Gender (Burns 1992: 232) beeinflusst – sei es, dass sie sich auf der Suche nach Blicken tanzend exponieren oder sich der Situation scheinbar entziehen, indem sie die Beobachterposition an der Bar wählen.⁸³ Vor den *national parties*⁸⁴ entbrannte regelmäßig eine Debatte (unter den Studentinnen – ihre Kommilitonen thematisierten ihre Kleiderwahl mir gegenüber nicht), was anzuziehen sei. Viele meiner Informantinnen sahen darin die Möglichkeit, endlich einmal »eine andere« zu sein und so »Abwechslung« quasi künstlich zu erzeugen. Sie würden zwar mit denselben Menschen tanzen, mit denen sie soeben gelernt oder gegessen hatten, doch immerhin böte nun ihre »Kostümierung« einen anderen optischen Eindruck und ein

81 FTB vom 15. September 2004.

82 FTB vom 4. Oktober 2004.

83 FTB vom 27. Februar 2004.

84 Vgl. dazu ausführlich Kapitel 3.

neues Gesprächsthema. Eine Studentin etwa drapierte ein schulterfreies Ballkleid aus dem flauschigen weißen Material, das in der Regel in Dunstabzugshauben eingesetzt wird. Es erwies sich nicht nur als tauglich für mehrere Feste, sondern changierte in seinem Effekt zwischen Affirmation bürgerlicher Kleidungscondices (bei großen Festen putzt man sich heraus) und Persiflage (man tut dies in der Regel nicht in aus solchen Materialien zusammengetackerten Kleidern). Aufmerksamkeit erregte sie damit allemal. Obgleich einige meiner männlichen und weiblichen Gesprächspartner betonten, dass ihnen die das Kollegleben durchdringende Partnersuche missfalle, so gibt es auch für sie letztlich kein Entkommen: Sie werden bis zu ihrem letzten Studientag vor diesem Hintergrund mit ihren Kommilitonen kommunizieren, ihre Performanz wird stets auch als Ausdruck ihrer Rolle als Frau oder als Mann wahrgenommen werden. Man hat sein Geschlecht nicht einfach, sondern muss es auch für sich und andere darstellen, argumentiert Helga Kelle unter Bezugnahme auf Forschungen zu Transsexualität: »Diese Forschung hat den Zwang zu und die Automatismen der Geschlechtsdarstellung und -erkennung in Interaktionen aufgezeigt.« (Kelle 2001: 39) Dabei stehen nicht nur Rollenerwartungen an »Mann« und »Frau« zur Disposition, sondern auch stereotype Imaginationen vom »Spanier«, der sich mit Erwartungen an sein »südliches Temperament« und seinen heißblütigen Eroberungswillen konfrontiert sieht, oder »die Schwedin«, deren moralische Freizügigkeit und emanzipiertes Selbstbewusstsein implizit vorausgesetzt werden (vgl. Poehls 2002). Deshalb muss mit Bourdieu von einem »habitus sexué et sexuant« (Bourdieu 1990: 11, vgl. auch Behnke/Meuser 2001) gesprochen werden: Alle weiter oben genannten Mechanismen und Kategorien sozialer Positionierung und Differenzierung korrelieren stets mit der Zuordnung zum sozialen Geschlecht.

Bezeichnenderweise gelten gerade binationale Beziehungen als Ausweis eines besonders hohen »Europäisierungsgrades« – die Europäische Integration lässt sich damit auf der Mikroebene und zudem in hohem Maße emotionalisiert »belegen«. Kein Wunder also, dass der *Economist* in dem weiter oben zitierten Fall der beiden »Vorzeige«-EU-Parlamentarier an Stelle der fachlichen Expertise oder anderer Charakteristika auf ihre grenzüberschreitenden Eheschließungen Bezug nimmt. An dieser Wahrnehmung hat das Europakolleg seinen Anteil. Der erste Rektor, Henri Brugmans verweist in seiner Autobiographie nicht ohne Stolz darauf, dass es unter seinem Rektorat 32 Eheschließungen unter Studierenden und Absolventen des Kollegs gegeben habe (Brugmans 1993: 301, 345). Dass es dabei heute nicht vollkommen neutral betrachtet wird, wer sich mit wem zusammen tut, zei-

gen die abfälligen Kommentare über einen österreichischen Studenten, »der sich eine Spanierin geangelt« habe. Über eine Deutsche, die mit einem Italiener liiert war, oder über die Beziehung zwischen gemacht. Diese wenigen Hinweise deuten bereits an, dass keine der thematisierten sozialen Kategorien isoliert betrachtet werden kann. Jegliche Interaktion kann sich als mehrbödiger erweisen, indem sie die zunächst als zentral erkannte Kategorie – sei es das soziale Geschlecht – dekonstruiert oder als sie situativ wichtiger erscheinen lassen kann als etwa nationale Zugehörigkeit. Oder auch umgekehrt:

Die Konzentration auf die situierten Handlungsprobleme führt die Interpretation von Sequenzen dabei mal hin zu »Geschlecht«, mal davon weg. Die theoretische Suggestion des »doing gender«-Ansatzes, dass eine Fülle von Einzelinteraktionen nicht nur fortlaufend, sondern auch akkumulieren, kann in Widerspruch geraten zu den Erfahrungen. (Kelle 2001: 53, vgl. auch West/Zimmerman 1991: 14)

Es überrascht mithin keineswegs, dass die Geschehnisse, Flirts, die entstehenden und teils wieder zerbrechenden Liebesbeziehungen im Alltag, in den Wohnheimen und während der Parties dauerhaft ein zentrales Gesprächsthema sind. Die involvierten Studierenden bemühen sich zumeist, ihre Gefühle nicht zu deutlich sichtbar zu machen – das würde sie nicht nur angreifbar machen, sondern lässt sich auch schwer mit ihrem Bemühen um »Professionalität« vereinbaren. Gerade deshalb fokussiert sich jedoch das Interesse ihrer KommilitonInnen darauf. Offen gesprochen wird allerdings, so nimmt es Leticia aus Mexiko wahr, ausschließlich über heterosexuelle Kontakte:

»Something that surprised me even more is that is not a single person at the College who is gay *and* out of the closet... I mean of course there is all this gossiping, but it's never talked about openly... And as with the gossiping, there are of course all the girls and boys shagging several different persons... but it seems to me that there is a different treatment of boys and girls who have done so... For the girls, the reaction is mostly like uuuh [sie verzeiht ihr Gesicht, um Abscheu darzustellen].«⁸⁵

Die Ungleichbehandlung von weiblichen und männlichen Studierenden zeigt, dass individuelles (Sexual-)Verhalten nach geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Moralcodices bewertet wird. Während Studentinnen »unschicklich« handeln, wenn sie wechselnde Sexualkontakte hatten, wird dies den Studenten als männliche Potenz zuerkannt oder doch zumindest nicht angelastet. In unseren Gesprächen machten die Studierenden auch sehr deutlich, wie viel ihnen an der strikten

85 FTB vom 14. Juni 2004.

Trennung zwischen Unterricht und privatem Alltag gelegen ist, wenngleich sich dies Tag für Tag als Illusion erweisen musste und sich lediglich symbolisch darin niederschlägt, dass bei »heiklen« Themen die Stimme leiser und der Tonfall vertraulicher wurde. In dem Bemühen, eine »professionelle« Fassade der Fairness zu wahren, gingen sich einige Studierende nach Ende ihrer Affäre oder Beziehung weiträumig aus dem Weg (was einen wachen Blick und fortwährende Aufmerksamkeit erfordert) oder schlugen einen betont sachlichen Tonfall an – allein schon, um den KommilitonInnen ringsherum keinen Stoff für Gespräche hinter ihrem Rücken zu liefern.

Ähnlich differenziert wie der durch nationale Diskurse geprägte Elitendiskurs muss auch die Aushandlung »Europäischer« Geschlechterrollen betrachtet werden: Das soziale Geschlecht, die nationale und die soziale Herkunft sind wirkmächtig, doch ihr ihrem Verhältnis zueinander variieren sie. Es kann beispielsweise für eine tschechische Studentin durchaus von Vorteil sein, in einem »EU-professionellen« Kontext ihre nationale Herkunft in den Vordergrund zu stellen – doch kann aus diesem positiven Attribut ein gegenläufiger Effekt erwachsen, wenn es um die Außendarstellung einer Liebesbeziehung etwa zu jemandem aus England geht. Im EU-Machtfeld wird sie einerseits als ambitionierte junge Juristin oder Wirtschaftswissenschaftlerin figurieren können, während sie andererseits damit konfrontiert werden könnte, dass Frauen aus dem europäischen »Osten« in einer Beziehung mit jemandem aus dem Westen Berechnung unterstellt wird.⁸⁶

Gerade für Frauen scheint es über professionellen Erfolg zu entscheiden, sich im EU-Machtfeld, das als sozialer Raum eines Weberischen »versachlichten Maskulinismus« gilt und wo Formen »homosozialer Vergemeinschaftung« gepflegt werden (Sauer 2001: 11), der situativen Rollenanforderungen bewusst zu werden. Das Wissen um das wechselnde, das Bühnenspiel beobachtende Publikum sowie die divergierenden Rollenskripte und Ambitionen der Mitspieler müssen sie verinnerlichen. Birgit Sauer argumentiert, dass Netzwerke wie etwa das der Kollegabsolventen »die Partizipationschancen von Frauen im Entscheidungsprozess auf EU-Ebene erhöh[en]«. Doch, so führt sie aus, würden dort »nationalstaatliche [...] politische Maskulinismen tradiert, gleichsam supranational« aufgehoben und dabei fortgeschrieben. (Sauer 2001: 9ff.) Die Erfahrung einer »gläsernen Decke«, die nach wie vor für eine geringe Präsenz von Frauen in den Führungsetagen der EU-Institutionen, in nationalen Verwaltungen und andernorts verantwortlich ist, haben meine InformantInnen bisher nicht gemacht.

86 Mehr zum symbolischen Macht- und Statusgefälle in Kapitel 3.

Fazit: Homo Europaeus in the Making

Die Studierenden handeln am Europakolleg das milieuspezifische Bedeutungsspektrum und die soziale Wirkmacht von Kategorien wie Gender, sozialer, kultureller oder nationaler Herkunft aus und entwickeln dabei Rollenskripte, die sich in den »supranationalen Stil« (Sauer 2001: 12) des EU-Machtfelds fügen. Als potentielle »bürokratische Unternehmer« und als Unternehmer ihrer Selbst sind sie sich der professionellen Folgen symbolischer Machtausübung bewusst – je nach Kontext wird also diese oder jene explizit nicht-inszeniert (*undoing gender, undoing nationality,...*) (vgl. etwa Degele 2004: 16). Es ist Teil ihrer EUropäischen Professionalität, sich auf ihr Umfeld abgestimmt durch ihre geschlechtlich, national, soziale kodierte Körperlichkeit, ihren Habitus, ihr unausgesprochenes und informelles Wissen als »Experten« zu inszenieren.

Die Bedeutung von sozialer Herkunft, professioneller Sozialisation, von biographischer Erfahrung und transnationalem Kapital, von der individuellen und national kodierten Selbstverortung im Elitendiskurs ist situationsabhängig. In einem alltäglichen Kontext rücken andere Aspekte und Verhaltensmodi in den Vordergrund als in einer sozialen Situation von berufsstrategischer Wichtigkeit. Das Wissen darum ebenso wie das unausgesprochene Wissen um die Inszenierung etwa von Zeitknappheit und Dringlichkeit, der Rückgriff auf spezifische Körperpraxen weisen die Akteure als Angehörige des EU-Milieus, als europäische Experten aus. Die »Biographiestrategen« des Kollegs haben dieses Wissen internalisiert und sind virtuose »Leser« von Situationen, um sodann ihr symbolisches Kapital einzusetzen und – sofern es ihre Karriere betrifft – seinen sozialen und ökonomischen Tauschwert zu nutzen.